

Kultur

„Wir haben von Anfang an gesagt, dass einiges von dem, was hier erarbeitet und diskutiert wird, in unserer politischen Arbeit endlich miteinfließen soll.“ „Ein weiteres Markenzeichen ist aber eben auch die Barrierefreiheit, die wir im Quartier haben.“ „Wenn wir uns jetzt den Kreativquartieren sehr vielfältig und unterschiedlich sind, wie wir sie sehen, berechnen uns natürlich Ihre Erwartungen an Kreativquartiere. Wie sollten sie aussehen? Was kann Politik tun? Oder ist es für die Künstlerinnen und Künstler, wenn sich Politik gar nicht einmischt?“ „Welche Effekte entwickeln Kreativquartiere, Kunst in ihrer Umgebung? Wie kann man die messen?“ „Ich war bis zu dem Zeitpunkt noch von den Förderungen und räumlichen Stipendien abhängig und habe dann mit mehreren zusammen den Entschluss gefasst, dass wir endlich unkündbar sein wollen.“ „Aber ich glaube, das sagen immer diejenigen, die nicht wissen, was es heißt, immer und ich musste mich allerdings dann auch in einer Talkshow ein Jahr später damit rumschlagen. Schließlich Kreativquartier hieß und nicht mehr Hafengeweg.“ „Zu der Zeit hat man sich auch gefragt, ob man überhaupt jemals diesen Kredit abbezahlen kann.“ „Der Hafengeweg ist ein Projekt, das man anschauen kann, wie er zugebaut wird.“ „Man muss sich halt überlegen, ob die Entscheidungen Künstler mit einbezogen werden sollen und was passiert da stadtpolitisch – können wir gar keine Möglichkeit, diese Prozesse zu hinterfragen?“ „Wenn man von diesem Kulturquartier finde ich es auch problematisch, die Kultur als eine einheitliche, klare und definierbare Sache darzustellen.“ „Wir waren in dem Sinne eigentlich gar nicht künstlerisch, sondern wir mussten sehr viel organisieren, um dieses Atelier auch entstehen lassen zu können.“ „Wir hatten auch schon überlegt, ob wir ganz andere, viel aufwändigere Auflagen zu den Projekten am Hafengeweg...



Fünfter Kulturpolitischer Dialog Künstlerinnen und Künstler in Quartieren



ter hat sowieso schon das Problem der Provinzialität und der Kleinheit.“ „Münster kann aber nur ein Interesse daran haben, gute Leute zu halten.“ „Ich weiß auch gar nicht genau, nach welchen Kriterien man Künstler in das Quartier holt oder im Speicher arbeiten lässt.“ „Dann stellt sich aber die Frage, wer dieser Vertreter der ganzen unterschiedlichen, künstlerischen Interessen sein...“

www.mfkjks.nrw.de

Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen

Fünfter Kulturpolitischer Dialog – zur Situation der Künste in NRW
Düsseldorf, 06. Juli 2013

Künstlerinnen und Künstler in Quartieren

mit UTE SCHÄFER, Kulturministerin des Landes Nordrhein-Westfalen

und den Diskutanten HANS DREHER, Regisseur, Leitung ROTTSTR 5 Theater
PROF. DIETER GORNY, Geschäftsführer ecce – european centre for creative economy
SUSANNE HEGMANN, Künstlerin, Delegierte für die IGBK
DR. GAIL KIRKPATRICK, Leiterin der Kunsthalle Münster
REINHARD WIESEMANN, Unternehmer, Inhaber Unperfekthaus

Moderation DR. CHRISTIANE HOFFMANS, Autorin, Kulturredakteurin
PROF. DR. OLIVER SCHEYTT, Geschäftsführer KULTUREXPERTEN Dr. Scheytt GmbH,
Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft

„Wir haben von Anfang an gesagt, dass einiges von dem, was hier erarbeitet und diskutiert wird, in unsere politische Arbeit einfließen soll.“ *„Wir haben von Anfang an gesagt, dass einiges von dem, was hier erarbeitet und diskutiert wird, in unsere politische Arbeit einfließen soll.“* „Wenn wir uns jetzt den Kreativquartieren, die sehr viel-

wird, in unsere politische Arbeit einfließen soll.“ *„Ein weiteres Markenzeichen ist aber eben auch* fältig und unterschiedlich sind, widmen, interessieren uns natürlich Ihre Erwartungen an kreative Quartiere. Wie



Fünfter Kultur politischer Dialog

SUJET

- 3 Künstlerinnen und Künstler in Quartieren
Sechs Kulturköpfe diskutieren untereinander und mit Ministerin Ute Schäfer über die Entwicklung und Gestaltung von Kreativquartieren in den Städten Nordrhein-Westfalens – moderiert von Christiane Hoffmans und Oliver Scheytt
- 4 Fünfter Kulturpolitischer Dialog
Themen und Menschen in der Übersicht
- 6 Künstlerinnen und Künstler in Quartieren
Fragestellung und Hinwendung zum Thema der fünften Dialogveranstaltung
- 8 Grußwort
Ministerin Ute Schäfer zieht ein Resümee der bisherigen Dialogveranstaltungen und spricht die Veränderungen seitdem an. Sie schlägt zudem die Brücke zum diesmaligen Thema und führt die verschiedenen Konzepte für Kreativräume auf.

ERSTE DIALOGRUNDE

- 12 Susanne Hegmann
Wir waren Pioniere, wir haben das entwickelt, andere waren Nutznießer und wir kommen dann vielleicht hinterher unter die Räder.
Gail Kirkpatrick
Die Politik und die Stadtplaner meinen dann sagen zu dürfen: „Schauen Sie hin, die Kulturschaffenden haben wir alle an einem Ort untergebracht und die sollten sich glücklich schätzen.“
Oliver Scheytt
Was können wir aus den Ateliermodellen lernen?
Einmal Selbsterwerb, einmal Arbeitsplatzvergabe durch eine Kommission. Sind beide Modelle weiterzuführen?

ZWEITE DIALOGRUNDE

- 28 Christiane Hoffmanns
Geld, Spaß und gesellschaftlicher Nutzen. Wie lassen sich diese Ziele vereinen?
Reinhard Wiesemann
Im Unperfekthaus geht es weniger um einen ruhigen Arbeitsplatz. Es geht mehr um die Netzwerke, darum, dass man sich zeigt und dass man gefunden wird.

Hans Dreher

Was bleibt, wenn man die Maschinerie, die ganze Peripherie wegnimmt, und dann anfängt mit zwei Stühlen, zwei Schauspielern und, ganz wichtig, einer sehr guten Geschichte?

EXPERTENRUNDE

- 42 Dieter Gorny
Insofern ist ein Kreativquartier nichts anderes als ein kulturell-sozialer Lernraum. Das hat noch lange nichts mit Gentrifizierung zu tun.

PUBLIKUMSDISKUSSION

- 50 Rainer Bode
Es geht um die Frage nach den Rahmenbedingungen. Rahmenbedingungen – das heißt, Stadt und Politik müssen dafür sorgen, dass eine Mischung von alten Gebieten und Industriegebieten beibehalten wird.
Claudia Kokoschka
Ob jemand malt oder Games entwickelt, ist ein großer Unterschied. Das sind ja zwei völlig verschiedene Dinge.

Jörg Obereiner

Inwieweit müsste also eine andere Förderkultur auf öffentlicher Seite entwickelt werden?

Andrea Knobloch

Es ist ja keineswegs so, dass die bildenden Künstler in ihren Ateliers sitzen, und dann einen bestimmten Output an Produkten ausstoßen und dann natürlich wiederum ein Publikum brauchen, dass diesen Output kauft.

SCHLUSSWORT

- 66 Ute Schäfer
Die Frage nach den Arbeitsräumen kann das Land nicht beantworten. Eine verantwortliche Stadtpolitik wird sich Gedanken darüber machen müssen, dass sie diese Menschen nicht komplett aus ihrem Stadtbereich vertreiben darf. Denn was ist denn noch übrig, wenn hinterher alles „schick“ ist?

FINAL

- 70 Dialog nach dem Dialog

sollten sie aussehen? Was kann Politik tun? Oder ist es für die Künstlerinnen und Künstler am besten, wenn sich Umgebung? Wie kann man die messen?“ „Ich war bis zu dem Zeitpunkt noch von bestimmten För-

Politik gar nicht einmischt?“ „Welche Effekte entwickeln Kreativquartiere, Kunst und Kultur für ihre Umgebungen und räumlichen Stipendien abhängig und habe dann mit mehreren Künstlern zu-



Künstlerinnen und Künstler in Quartieren

Der fünfte Kulturpolitische Dialog befasst sich mit der Entwicklung und Gestaltung von Kreativquartieren in den Städten Nordrhein-Westfalens. Leitfragen sind: Welche Effekte haben die Quartiere für die Kunstproduktion selbst und für die Stadtentwicklung insgesamt? Wie lässt sich ein Kreativquartier „bauen“ und welche Investoren sind dafür erforderlich? Welche Rolle spielt die Politik bei diesen Entwicklungen? Welchen (langfristigen) Einfluss hatte die RUHR.2010 auf die Entstehung neuer Kreativquartiere in der Metropole Ruhr?

Ihr einleitendes Statement verbindet Ministerin Ute Schäfer mit einem Resümee der bisherigen Dialogveranstaltungen. Diese hätten sich als wichtige Plattformen für eine kulturpolitische Reflexion erwiesen. Eine Herausforderung hat sich durch sämtliche Dialoge wie ein roter Faden hindurchgezogen: Das Profil der Kulturlandschaft in Nordrhein-Westfalen kann durch einen stärkeren Austausch untereinander wesentlich gestärkt werden. Daraus können sich auch neue Allianzen von Institutionen auch über das Bundesland hinaus ergeben. Auch ist ein besonderes Augenmerk auf eine spartenübergreifende Nachwuchsförderung zu legen. Insgesamt sollten die Arbeits- und Entfaltungsmöglichkeiten für Künstler ausgeweitet werden. Ein wichtiges Thema, das im letzten Dialog aufgeworfen wurde, sind immer noch fehlende Ateliers für Absolventen der Kunstakademie Düsseldorf.

sammen den Entschluss gefasst, dass wir endlich unkündbar arbeiten wollen.“ „Aber ich allerdings dann auch in einer Talkshow ein Jahr später damit rumschlagen, dass das Quartier plötzlich Kreativkai

glaube, das sagen immer diejenigen, die nicht wissen, was es heißt, immer umziehen zu müssen.“ „Ich musste mich hieß und nicht mehr Hafengeweg.“ *„Zu der Zeit hat man sich auch eher kritisch gefragt, ob man über-*

„Wir haben von Anfang an gesagt, dass einiges erarbeitet und diskutiert wird, in unsere politische Arbeit einfließen soll.“

Das Thema des fünften Kulturpolitischen Dialogs lautet: „Künstlerinnen und Künstler in Quartieren“. Bevor ich in das heutige Thema einführe, möchte ich ein kurzes Resümee der letzten vier Dialoge ziehen.

Es waren spannende Diskussionen, die wir hier im Ministerium geführt haben. Wir haben von Anfang an gesagt, dass einiges von dem, was hier erarbeitet und diskutiert wird, in unsere politische Arbeit einfließen soll. Es gelingt nicht immer eins zu eins, diese Ideen umzusetzen – wie Sie sich unschwer vorstellen können. Dennoch wirken sie nicht unwesentlich in unsere Arbeitsprozesse hinein.

Interessant ist, dass sich durch alle Dialoge Querschnittsfragen und -aussagen gezogen haben. Zum Beispiel, dass das Kulturland Nordrhein-Westfalen ein stärkeres Profil braucht und dass es mehr Austausch und Kooperation von Institutionen geben muss, sowohl innerhalb unseres Bundeslandes als auch darüber hinaus. Auch sollten wir noch stärker darauf achten, was unsere Nachbarländer machen und reflektieren, ob wir uns daran orientie-

ren oder andere Akzente setzen. Wichtig ist auch eine Verbesserung der Nachwuchsförderung sowohl genrespezifisch als auch spartenübergreifend. Das Überwinden von Genregrenzen ist ein ganz spannendes Thema, das immer häufiger und immer intensiver diskutiert wird. Und vor allem sollte es mehr Freiraum für die Künste geben und die Arbeitsmöglichkeiten der Künstlerinnen und Künstler sollten verbessert werden.

Einige Anregungen aus den bisherigen Dialogen haben wir bereits aufgegriffen:

Einige werden sich im Kulturförderungsgesetz wiederfinden, das wir zurzeit in Nordrhein-Westfalen erarbeiten, beispielsweise die Bedeutung des genreübergreifenden Arbeitens.

Auch haben wir uns in Nordrhein-Westfalen entschieden, die Bewerbung Maastrichts um den Titel der Europäischen Kulturhauptstadt 2018 mit zu unterstützen.

Wir haben die Theater- und Orchesterkonferenz eingerichtet und fortgesetzt, in der es auch um strukturelle Weiterentwicklung geht. Auch das war bereits Thema eines unserer Dialoge. Und gestern hat die Theater- und Orchesterkonferenz bei Herrn Müller im tanzhaus nrw getagt. Es ging darum, wie wir die freie Szene und die festen Ensembles besser koordinieren können. Wir haben diskutiert, ob und wie beide Bereiche kooperieren und wo die Stärken jedes einzelnen Bereiches liegen. Zu diesem Thema wird es noch einen Workshop geben, denn in Nordrhein-Westfalen gibt es speziell im Theaterbereich natürlich unglaublich viele feste Ensembles, das ist ein Markenzeichen unseres Bundeslandes. Ein weiteres Mar-

von dem, was hier politische Arbeit einfließen soll.“

kenzeichen ist aber eben auch die großartige freie Szene, die wir im Land haben.

Wir sind mit dem Wissenschaftsministerium im Gespräch, um auch in der Ausbildung mehr Querschnittsdenken zu verankern, denn natürlich ist für die individuelle Künstlerförderung eine gute Ausbildung von großer Wichtigkeit. Wie Sie möglicherweise wissen, wird es ab dem Sommersemester 2014 das „Institut für Populäre Musik“ der Folkwang Hochschule am Standort in Bochum geben, das einen Masterstudiengang für Popmusik und „Global Music“ anbietet. Herr Professor Dieter Gorny hat dabei eine sehr hilfreiche Rolle gespielt.

Zudem gab es beim letzten Dialog die Anregung von Professor Tony Cragg, dass man den Post-Graduierten der Kunstakademie Düsseldorf bessere Arbeitsmöglichkeiten, etwa in Form von Graduiertenateliers, bieten soll. Auch an diesem Punkt wollen wir mit dem Wissenschaftsministerium weiter arbeiten.

Heute soll es um das Thema „Künstlerinnen und Künstler in Quartieren“ gehen und um die wichtige Frage nach gutem und bezahlbarem Raum für die Arbeit von Künstlerinnen und Künstlern. Damit greifen wir ein Thema auf, das in den Dialogen oft angesprochen wurde. Und wenn wir uns jetzt den Kreativquartieren, die sehr vielfältig und unterschiedlich sind, widmen, interessieren uns natürlich Ihre Erwartungen an kreative Quartiere. Wie sollten sie aussehen? Was kann Politik tun? Oder ist es für die Künstlerinnen und Künstler am besten, wenn sich Politik gar nicht einmischet? Auch das, denke ich, sollten wir sehr konstruktiv-kritisch diskutieren.

Wir als Land fördern in den Kreativquartieren Kulturprojekte und wir können durchaus sehen, dass kreative Funken überspringen. Ich habe mir letzte Woche das Viktoriaviertel in Bochum noch einmal genauer angeschaut. Darüber werden wir heute mit Hans Dreher, dem Leiter der Off-Bühne ROTTSTR 5, sprechen.



„hauptsächlich diesen Kredit abbezahlen kann.“ „Der Hafengeweg liegt in einer Kurve und man kann hier mit einbezogen werden sollen und was passiert da stadtpolitisch – oder haben wir gar keine Möglichkeit,

zuschauen, wie er zugebaut wird.“ „Man muss sich halt überlegen, ob bei solchen Entscheidungen Künstler diese Prozesse zu hinterfragen?“ „Wenn man von diesem Kulturquartier spricht finde ich es auch problematisch,



„Welche Effekte entwickeln Kreativquartiere, Kunst und Kultur für ihre Umgebung? Wie kann man die messen?“

Lieber Herr Dreher, der Rundgang in dem Viertel war sehr interessant und ich muss sagen, dass ich gestaunt habe, als ich Ihren Theaterraum betreten habe – so etwas hatte ich vorher noch nicht gesehen. Die Atmosphäre ist wirklich einzigartig, solche Räume findet man wohl nur im Ruhrgebiet.

Ein zweites Beispiel ist das Kreativquartier Essen-Nordstadt. Auch hier haben wir mit dem „Art Walk“ Kulturereignisse unterstützt und die Aufmerksamkeit auf die nördliche Innenstadt Essens rund um das Unperfekthaus gelenkt, das ja ohne staatliche Unterstützung entstand und das ein besonders dynamisches Kreativquartier ist. Herr Wiesemann, der das Unperfekthaus gründete und die Art Walk-Idee aus den USA mitbrachte, ist heute bei unserer Diskussion dabei.

Auch in Münster am Hafen gibt es spannende Entwicklungen – darüber werden wir mit Dr. Gail Kirkpatrick und Susanne Hegmann sprechen. Und natürlich freue ich mich auch ganz be-

sonders, dass Professor Dieter Gorny, ein Kenner und Mitinitiator der Kreativquartiere, heute bei uns zu Gast ist. Wir haben kürzlich beim Forum d'Avignon Ruhr über die Spill-over-Effekte gesprochen, darüber welche Effekte entwickeln Kreativquartiere, Kunst und Kultur für ihre Umgebung? Wie kann man die messen? Zu diesem Thema lässt die Landesregierung eine Studie erstellen, auf deren Ergebnisse ich schon sehr gespannt bin.

Wenn wir über Kreativquartiere sprechen, darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, dass es – neben dem Kreativquartier City Nord in Essen – andere Beispiele wie die Speckschweiz in Bochum gibt, wo diese positiven Prozesse völlig ohne staatliche Hilfe stattfinden. Ich glaube, man muss sich sehr differenziert Gedanken darüber machen, wo Politik Rahmenbedingungen setzen kann und wo sie sich besser heraushält. Auch darauf wollen wir heute in unserer Diskussion zu sprechen kommen. Beobachtungen, die eindeutig nicht nur für das Ruhrgebiet, son-

dern für ganz Nordrhein-Westfalen zutreffen, sind, dass Künstlerinnen und Kreative in Städten oder Stadtquartieren zu einer Atmosphäre beitragen können, die für ihre Bewohnerinnen und Besucher sehr anziehend und attraktiv ist. Zudem ist immer wieder zu beobachten, dass leer stehende Räume, vor allem Industrieareale, aus zwei wesentlichen Gründen für Künstler und Künstlerinnen attraktiv sind: Ein sehr naheliegender Grund sind die geringen Mietpreise. Aber der andere Grund ist das Spannungsverhältnis, das in diesen Räumen vorherrscht und das dann auch mit in die künstlerische Arbeit einfließt. Ich beobachte zunehmend und heute konnten Sie es auch im Feuilleton der Süddeutschen lesen, dass die künstlerische Intervention zu Veränderungen in der Wahrnehmung und im Diskurs führt. Ich habe mich sehr über den Artikel über Anna Witts Arbeit in Duisburg Marxloh gefreut. Es ist spannend zu beobachten, wie sie dort mit ihrer künstlerischen Arbeit interveniert.

Künstlerische Prozesse leben von der Inspiration: Wir wollen und sollten Situationen und Räume schaffen, in denen Inspiration stattfindet. Der Effekt dieser Prozesse kann Innovation sein, muss es aber nicht unbedingt. Nordrhein-Westfalen hat seine Kulturpolitik immer auch als Strukturpolitik verstanden, wie beispielsweise bei der Umwandlung des Emscherraumes. Da ist es tatsächlich so, dass Kunst und Kultur durchaus begleitend und unterstützend sein können, wenn Regionen eine neue Identität suchen. Es geht uns also weitestgehend darum, dass Menschen in unseren Städten ein Umfeld finden, das von Lebensqualität geprägt ist. Und Lebensqualität ist entscheidend von der Frage abhängig, ob wir der Kunst Zeit und Raum geben.

An der Gestaltung von Stadträumen sind viele Akteure beteiligt. Die Städte betreiben mithilfe des Landes Stadtentwicklung. Sie betreiben Kreativwirtschaftsförderung. Das Land auch. Es gibt die Investoren, die Grundstückseigen-

tümer, die Architekten – alle tragen sie dazu bei, dass das Umfeld verändert wird. Wir wollen natürlich, dass möglichst ein kreatives Umfeld entsteht, das von Kunst und Kultur getragen wird. Aber wir möchten natürlich auch, dass Kunstschaffende und die Bewohnerinnen und Bewohner bei solchen Veränderungen in Interaktion treten. Diesem Prozess widmen wir uns heute. Natürlich werden wir auch noch etwas von dem hören, was in und nach der Kulturhauptstadt RUHR.2010 an kreativen Quartieren und Räumen entstanden ist. 2010 waren die Creative Cities im Programmzweig „Stadt der Kreativität“ ein Thema. Daraus ist anschließend ecce entstanden, das european center for creative economy. All dem wollen wir heute nachspüren. Und damit gebe ich jetzt das Wort an Frau Dr. Hoffmans und an Herrn Professor Dr. Scheytt ab, die in bewährter Weise die Moderation für den heutigen Tag übernehmen werden. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit und freue mich auf einen angenehmen Nachmittag.



die Kultur als eine einheitliche, klare und definierbare Sache darzustellen.“ *„Wir waren in dem Sinne eigentlich stehen lassen zu können.“* **„Aber rückblickend hatten wir ganz andere, viel aufwendigere Auf-**

gar nicht künstlerisch tätig, sondern wir mussten sehr viel organisieren, um dieses Atelier auch ent- **lagen zu erfüllen als andere Bauprojekte am Hafen. Aber das würde jetzt zu weit führen.“**



Dr. Christiane Hoffmans

Autorin, Kulturredakteurin

Erste Dialogrunde

Susanne Hegmann ist Künstlerin und arbeitet in Münster am „Kreativkai“ in den Genres Malerei, Fotografie und Kunst am Bau. Sie baute ab 1994 zusammen mit einer Künstlergruppe am noch unerschlossenen Münsteraner Hafengeweg 22 ein Atelierhaus. Dabei agierten die Künstler größtenteils autonom und ohne Unterstützung der Stadt Münster. Frau Dr. Gail Kirkpatrick, die Leiterin der Kunsthalle Münster, zog 2004 mit der Ausstellungshalle aus dem brachliegenden Industriegebiet Am Hawerkamp in das Hafeneareal in den renovierten „Speicher II“.

Nachträglich nach dem Um- bzw. Einzug beider Kunsteinrichtungen ist der Hafen zum „Kreativkai“ geworden. Frau Hegmann berichtet von den negativen Seiten dieser Entwicklung für sie als Künstlerin, beispielsweise ein hohes Verkehrsaufkommen oder die Zunahme neuer Gebäude bis hin zum „Zubau“ des ehemaligen unerschlossenen Geländes. Die Brüche durch das alte Hafengelände verschwinden, es werde „schick und touristisch“. Die Kunsthalle profitiert eher von der aufkommenden gastronomischen Erschließung des „Kreativkais“ und der wachsenden Zahl an Besuchern. Beide Gesprächspartnerinnen sind sich in der Erwartung an die Stadt Münster einig, beim Verkauf der verbleibenden Grundstücke „vorsichtiger“ vorzugehen, direkteren Kontakt zu den arbeitenden Künstlern und Kreativen zu suchen und sie an der weiteren Planung von kreativen Orten zu beteiligen. Die „Provinzialität“ Münsters könne durch internationale Öffnung überwunden werden, weshalb Projekte und Atelierräume verstärkt auch für ausländische Künstler entwickelt werden sollten.

Susanne Hegmann

Künstlerin, Delegierte für die IGBK



HOFFMANS: Vielen Dank, Frau Ministerin, für die einführenden Worte. Und herzlich willkommen, meine Damen und Herren, schön, dass Sie nicht im Schwimmbad sind. Wir würden ganz gerne im Vorfeld, damit Sie überhaupt eine Idee davon bekommen, wie die Kreativquartiere, in denen unsere Diskutanten leben und arbeiten, aussehen, einen kleinen Fotoloop zeigen. Und ich würde jetzt Frau Hegmann, Künstlerin aus Münster und sozusagen Entdeckerin und Mitinitiatorin des Hafens in Münster als Kunstort, bitten, uns ihr Domizil und ihren Arbeitskunstort kurz anhand der Bilder, die wir hier gerade projiziert werden, vorzustellen.

HEGMANN: Was Sie hier sehen, ist ein Zusammenschchnitt aus unterschiedlichen Fotos, die teilweise in ihrer Historie auf das Jahr 1999 zurückgehen. Das war das Jahr,

in dem ich zum ersten Mal ein eigenes Atelier beziehen durfte. Ich war bis zu dem Zeitpunkt noch von bestimmten Förderungen und räumlichen Stipendien abhängig und habe dann mit mehreren Künstlern zusammen den Entschluss gefasst, dass wir endlich unkündbar arbeiten wollen und da bot sich dieses Grundstück an. Man sieht hier ganz schön, dass die Skyline des Hafens damals noch sehr jungfräulich daherkam, mit alten Gebäuden. Der Hafen war eigentlich eine No-go-Area, so ein Bereich, in den man nicht ging. Wir waren damals eine Gruppe von mehreren Freischaffenden und konnten dann sogar Josef Paul Kleihues ansprechen, einen sehr bekannten Architekten, der zu dem Zeitpunkt noch kein Gebäude am Wasser und erst recht kein Atelierhaus gebaut hatte und das sehr spannend fand. Wir haben dann eine GbR gegründet und dann hat jeder seine Flä-

che im Gebäude erworben. Das stellte sich nicht ganz einfach dar, aber dazu kann ich gleich ein bisschen mehr erzählen. Und hier zwei Zeitungsartikel: Ein älterer mit dem Titel „Der Hafen braucht kreative Gastronomie“, gipfelt dann aber in dem aktuellen Artikel „Bauboom im Stadthafen“. Mir ist ganz wichtig ist, auf das zu sprechen zu kommen, was herkömmlich immer mit dem Begriff „Gentrifizierung“ beschrieben wird, was diese Stadtteilentwicklung für die Künstler bedeutet oder was überhaupt passiert.

HOFFMANS: Vielen Dank für diese Einführung. Frau Hegmann wird heute mit Frau Dr. Gail Kirkpatrick diskutieren. Frau Kirkpatrick ist die Direktorin der Kunsthalle in Münster und wird uns jetzt auch ganz kurz anhand der projizierten Fotografien erklären, wo sie ihre Ausstellungen macht.

„Aber eigentlich, finde ich, ist das ein Weg, ein Hafengeweg, an dem verschiedene Bereiche tätig sind.“ „Da fin-
nießer und wir kommen dann vielleicht hinterher unter die Räder.“ „Sind Sie sozusagen der Ort für die

det ein Ausverkauf von Grundstücken statt.“ „Wir waren Pioniere, wir haben das entwickelt, andere waren Nutz-
Künstler in Münster?“ „Ich sage immer, gute Kunst hat nichts mit Postleitzahlen zu tun – und



„Aber ich glaube, das sagen immer diejenigen, die nicht wissen, was es heißt, immer umziehen zu müssen.“

KIRKPATRICK: Hier sieht man den ehemaligen Kornspeicher, indem die Kunsthalle angesiedelt ist, die ich leite. In diesem Kornspeicher, „Speicher II“, der 2004 fertig renoviert wurde, befinden sich mehrere kreative Funktionen: Es gibt dort 32 Atelierräume von unterschiedlicher Größe, von 50 m² bis ungefähr 130 m², die teilweise über zwei Etagen gehen und den Künstlern, wie ich finde, gute Produktionsmöglichkeiten bieten. Dann gibt es im Speicher auch kulturwirtschaftliche Unternehmen wie die international arbeitende Galerie von Mike Karstens, die Büroräume des Investors des Hauses, Wolfgang Hölker und ein Modeatelier von Siggie Spiegelburg. Dass wir alle diese Funktionen unter einem Dach haben, ist vielleicht auch sehr positiv, wenn man diesen Quartiergedanke im Blick hat. Wir sind schon alle ein bisschen in ähnlichen Branchen tätig, sodass es einen regen Austausch gibt, ohne dass wir richtig gezwungen sind, uns auf Teufel komm raus miteinander zu vernetzen.

Wenn man über diese Quartiersituation, in der sehr unterschiedliche kulturelle Aktivitäten angesiedelt sind, nachdenkt, vor allem als Politiker und Stadtplaner, finde ich es auch sehr wichtig, dass man diese Unterschiedlichkeiten nicht außer Acht lässt. Kulturelle Entwicklungen sollten nicht zu statisch und durchgeplant gestaltet werden.

Hier ein schönes Bild, bevor der Speicher renoviert wurde. Man kann diesen alten industriellen Charakter auch immer noch in der Kunsthalle erkennen.

SCHEYTT: Ich möchte Frau Hegmann kurz vorstellen: Sie ist in meiner Heimatstadt Essen geboren und studierte an der Kunstakademie Münster bei Johannes Brus, später bei Ludmilla von Arsenjew an der Academia de Belle Arti in Florenz und in Rom. Parallel dazu hat sie ihr Examen in Philosophie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster absolviert. Sie arbeitet im Medium der Malerei, der Fotografie, entwickelt aber

auch Kunst am Bauprojekt. Sie hat als Erste den Hafen in Münster als Kunstort entdeckt und gemeinsam mit Künstlerkollegen dort ein Atelierhaus errichtet, entworfen von dem renommierten Architekten Josef Paul Kleihues. Und wenn Sie morgen noch nichts zu tun haben, können Sie Frau Hegmanns aktuelle Ausstellung „Reh mit Schwarz“ in Ahlen in Westfalen besuchen.

HEGMANN: Ja, die wird morgen beendet.

SCHEYTT: Vielleicht noch mal einige Stichworte zu dem Ateliergebäude. Was ist da so besonders dran?

HEGMANN: Also einige Künstler lebten und arbeiteten damals am Haverkamp, das ist ebenfalls ein ganz wichtiges Kunst- und Musikquartier in Münster. Dann drohte aber dieses Gelände abgerissen zu werden und vor dem Hintergrund, dass sich stadtnahe und schön gelegene Quartiere häufig auflösen, haben dann einige Künst-

ler die Möglichkeit ergriffen und sind damals an Dr. Thomas Robbers, mittlerweile auch zuständig für Wirtschaftsförderung in Münster, mit der Frage herangetreten, ob es irgendeine Möglichkeit gibt, ein neues Quartier zu finden? Dann haben wir unter anderem auch den Speicher besichtigt. Einige von uns hatten damals auch so städtische Schulstipendien, mit denen man zwei, drei Jahre in so einem Raum arbeiten konnte, aber die liefen wieder aus. Bei unserer Gruppe war der gemeinschaftliche Konsens, dass wir nicht immer gekündigt werden wollten, wir wollten nicht immer rausfliegen oder, sagen wir mal, wieder weg müssen. Obwohl ich jetzt in den letzten Tagen immer gehört habe, dass dieses Movement für Künstler so wichtig sei und dass sie gar nicht erst ankommen sollen und immer das Viertel wechseln müssen. Aber ich glaube, das sagen immer diejenigen, die nicht wissen, was es heißt, immer umziehen zu müssen. Jedenfalls haben wir uns dann eben mit mehreren Künstlern zu-

sammengetan. Zu dem Zeitpunkt aber waren die Stadtwerke nicht bereit, mit einer Künstlergruppe zu verhandeln, sodass wir noch einen Investor finden mussten. Da sind wir schon wieder bei einem politischen Thema. Die Stadtwerke wollten ein Erbpachtrecht nicht einer Gruppe geben. Ich lernte zu dem Zeitpunkt zum Glück jemanden kennen, der sagte: „Ich muss mich auch verändern, ich suche was“, und der hat dann die obere Etage des Hafenwegs 22 erworben – das Gebäude war ja etagenmäßig aufgeteilt. Und die anderen Künstler, beziehungsweise diejenigen, die dort arbeiten, Fotografen und so weiter, haben ihre eigene Etage gekauft.

Die Verhandlungen begannen 1994/95, und 1999 bin ich eingezogen, nach fünf Jahren Verhandlung. Wir waren das erste Neubaugebäude am Hafen. Ich habe zu der Zeit wenig künstlerisch gearbeitet, wenig fotografisch oder malerisch. Ich habe ganz anders künstlerisch gearbeitet, nämlich im



Prof. Dr. Oliver Scheytt

Geschäftsführer KULTUREXPERTEN Dr. Scheytt GmbH,
Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft

so versuche ich auch zu arbeiten.“ „Münster hat sowieso schon das Problem der Provinzialität und der genau, nach welchen Kriterien man Künstler in das Quartier holt oder im Speicher arbeiten lässt.“

Kleinheit.“ „Münster kann aber nur ein Interesse daran haben, gute Leute zu halten.“ **„Ich weiß auch gar nicht, Dann stellt sich aber die Frage, wer dieser Vertreter der ganzen unterschiedlichen, künst-**



Dr. Gail Kirkpatrick

Leiterin der Kunsthalle Münster

„Ich musste mich allerdings ein Jahr später damit rumplötzlich „Kreativkai“ hieß

dann auch in einer Talkshow schlagen, dass das Quartier und nicht mehr Hafengeweg.“



Bereich der Vernetzung, ich habe Verträge lesen müssen und mich mit anderen Dingen beschäftigt.

SCHEYTT: Hier waren also die Künstler wirklich die „Pioniere“ für die Entwicklung des Hafengebietes in Münster, kann man das so sagen?

HEGMANN: Ja, ich musste mich allerdings dann auch in einer Talkshow ein Jahr später damit rumschlagen, dass das Quartier

plötzlich „Kreativkai“ hieß und nicht mehr Hafengeweg. Ich habe mir auch extra eine E-Mail-Adresse besorgt, die „Hafengeweg 22“ heißt, weil der Begriff „Kreativkai“ und, ich hoffe, Sie nehmen mir das jetzt nicht übel, aber auch der Begriff „Kreativwirtschaft“, für mich nicht wirklich tragbar sind.

SCHEYTT: Da haben wir ja schon ein schönes Thema für die Runde gleich mit Herrn Gorny.

HOFFMANS: Bevor wir jetzt in die Diskussion eintreten, würde ich gerne auch noch mal Frau Dr. Gail Kirkpatrick vorstellen. Sie ist in Princeton in New Jersey geboren, hat in New York am Welsh College und an der Wilhelms-Universität in Münster studiert. Dort hat sie ihr Studium mit der Promotion abgeschlossen und war anschließend Assistentin am Rheinischen Landesmuseum

in Bonn. 1991 hat sie dann die Leitung, damals hieß es noch „Städtischen Ausstellungshalle am Hawerkamp“, der heutigen Kunsthalle in Münster übernommen. Und 2004, also einige Jahre, nachdem Frau Hegmann in den Hafen gezogen ist, ist sie mit ihrer Institution in den „Speicher II“ gezogen. Frau Kirkpatrick macht dort ein international renommiertes Ausstellungsprogramm auf einem extrem hohen qualitativen Niveau, spezialisiert auf das Thema Zeitgenössische Kunst. Und zurzeit hat sie auch eine Dozentur an der Universität in Münster.

Fangen wir doch mit der ersten Frage an Sie an: Sie waren in der Ausstellungshalle am Hawerkamp, das ist ja ein Szeneviertel in Münster. Danach sind Sie in den „Speicher II“ gezogen. Was hat Sie an dieser Gegend überhaupt interessiert? Wären Sie nicht

lieber in die Innenstadt gezogen, in ein repräsentatives Gebäude neben dem Westfälischen Landesmuseum zum Beispiel?

KIRKPATRICK: Zunächst vielleicht ein bisschen zu unserem Hawerkamp-Gelände. Das ist auch in der Tat immer noch, wie ich finde, ein sehr lebendiges, offenes Kunstquartier. Dort haben wir damals eine wirklich sehr alte Lagerhalle gehabt und versuchten darin unter unprofessionellen Bedingungen ein städtisches Ausstellungsprogramm zu realisieren. Als wir dann endlich ausziehen durften, nachdem wir das Gebäude „Speicher II“ im Hafen gefunden hatten, waren die Räume Am Hawerkamp schon gar nicht mehr heizbar. Und auch eigentlich gleichzeitig mit Susannes Projekt im Hafen suchten wir, von der Stadt aus, immer nach neuen Möglichkeiten für Atelierräume. Wir wissen ja alle, Münster ist eine Beamten-

stadt und hat nicht so viele industrielle Gebäude. Insofern gab es immer ein großes Defizit an guten, preiswerten Atelierräumen. Gerade im Hafen haben wir nun Räume gefunden, die eine lebendige, kulturelle Entwicklung ermöglichen. Münster, glaube ich, war die letzte Stadt der Welt, die ihren Hafen für solche Sachen entdeckt hat. Das hat auch Vorteile, weil ich glaube, dass wir auch so ein bisschen von anderen Städten gelernt haben und dort nicht alles falsch gemacht haben.

Jetzt noch einmal zu Ihrer Frage bezüglich der Lage in der Innenstadt: Manchmal habe ich das Gefühl, dass alle in Münster denken, die ganze Stadt bestünde aus einem Quadratmeter Prinzipalmarkt. Aber in dem Quartier, in dem wir arbeiten, befindet sich nicht nur die Kunsthalle und das Atelierhaus, in dem Susanne arbeitet, dort befinden sich

auch das Wolfgang Borchert Theater, eine Galerie, der Hot Jazz Club – es gibt schon einige kulturelle Möglichkeiten am Hafen. Wir sind auch gut zu Fuß in nicht einmal zehn Minuten vom Hauptbahnhof zu erreichen, also noch im Innenstadtbereich.

Trotzdem, das ist auch angesprochen worden, hat der Hafen eine etwas andere Atmosphäre. Es ist ein sehr offenes und liberalisiertes Areal. Diese etwas außergewöhnliche Atmosphäre für Münster finde ich gerade für zeitgenössische Kunstproduktionen, auch für den Ausstellungsbereich, sehr positiv. Und insofern finde ich, dass die Kunsthalle vielleicht besser am Hafen beheimatet ist, als auf dem Domplatz.

SCHEYTT: Wir sind ja mit diesem Kulturpolitischen Dialog auf der Suche nach dem

„**lerischen Interessen sein soll?**“ „Ist der Zeitpunkt gekommen, jetzt doch aus Münster wegzuziehen?“ „**Wie können ausländische Künstler wei-**“
 tig sein, denn ich bin nicht da, um Kultur zu verkaufen.“

„Wir als Künstler im Hafengeweg partizipieren ja nicht an dem Speichermodell.“ „Man muss dann immer vorsichtig sein.“
terhin ihre Arbeit vor Ort machen? Wie kann man Kulturarbeit auf europäischer Ebene ma-



„Der Hafengeweg liegt in einer Kurve und man kann zuschauen, wie er zugebaut wird.“

Wechselspiel zwischen Politik und Kunst. Bei den Quartieren spielt die Investition eine große Rolle, denn es wird in neue Räume investiert. Es müssen und sollen Räume zur Verfügung gestellt werden, in der Annahme, dass diese Räume mehr Zeitgenossenschaft ermöglichen. Deswegen die Frage jetzt an Susanne Hergmann: Wer hat denn das Geld aufgebracht? Haben alle Künstler Kredite aufgenommen? Sind die inzwischen abbezahlt? Und hat sich die Investition gelohnt, jetzt nach fast 20 Jahren, die ins Land gegangen sind?

HEGMANN: Also zunächst einmal ist es tatsächlich so, dass natürlich Kredite aufgenommen wurden. Wie will man es sonst machen? Zu der Zeit hat man sich auch eher kritisch gefragt, ob man überhaupt jemals diesen Kredit abbezahlen kann. Also in meinem Fall läuft er noch 20 oder 15 Jahre, ist also noch weit davon entfernt, irgendwie abbezahlt zu sein.

SCHEYTT: Dafür gab es wahrscheinlich eine große Wertsteigerung.

HEGMANN: Ja, das ist das, was man immer hört: „Du hast es geschafft, du bist am Hafen.“ Wertsteigerung... Und jetzt sagt auch Frau Kirkpatrick gerade, dass der Hafen noch eine etwas brüchigere Substanz hat und schöner ist, als am Domplatz oder Prinzipalmarkt zu sitzen. Aber dann gucke ich hier aus dem Fenster und denke, mein Gott, was ist das Ruhrgebiet oder das Rheinland horizontal und weitläufig und viel schöner als der Hafengeweg, der ist so klein und so eng.

Der Hafengeweg liegt in einer Kurve und man kann zuschauen, wie er zugebaut wird. Und vor dem Hintergrund ist die Frage richtig, ja, es gibt eine Wertsteigerung, weil dort eben so viel gebaut wurde. Aber Wertsteigerung materieller Art hat ja nichts damit zu tun, ob es eine Wertsteigerung für mich als Künstlerin ist, dort zu arbeiten. Im Gegenteil, es hat extrem negative Auswirkungen.

Es gibt ein hohes Verkehrsaufkommen. Es gibt übrigens auch noch ganz andere Künstlerquartiere in Münster, nicht nur den Hafen. Diese anderen Künstlerquartiere sind ebenso spannend und wichtig: Fresno oder eben Hawerkamp wurde genannt, Schulstraße – wir haben einige. Der Hafengeweg ist so das Vorzeigeprojekt. Am Hafen gibt es natürlich Zusammenarbeit zwischen „Speicher II“, Kunsthalle und Galerie. Aber es ist nicht wirklich ein Gebiet, wie ich es ganz am Anfang der 90er Jahre mit dem Ruhrgebiet assoziiert habe. Also ein Gebiet mit Brüchen. Diese Brüche verschwinden. Natürlich gibt es eine Wertsteigerung im materiellen Sinne.

SCHEYTT: Also es wird fast zu schick, wenn ich das richtig raushöre? Und wohl fast zu touristisch?

SUSANNE HEGMANN: Natürlich. Das ist gar keine Frage. Ja, es ist touristisch.



SCHEYTT: Wird man sogar in seiner künstlerischen Arbeit gestört?

HEGMANN: Also das ist zumindest der Punkt, so denke ich, der bedacht werden muss. Noch haben wir freies, brachliegendes Gelände. Wir haben so ein wunderbares Osmo-Areal, von dem, glaube ich, ein Teil verkauft worden ist, ein anderer nicht... Man muss sich halt überlegen, ob bei solchen Entscheidungen Künstler mit einbezogen werden sollen und was passiert da stadtpolitisch – oder haben wir gar keine Möglichkeit, diese Prozesse zu hinterfragen? Also, wo geht die Entwicklung hin? Sind zum Beispiel Ateliers für ausländische Gastkünstler geplant?

SCHEYTT: War das vor 5 oder 10 Jahren noch anders? War es da noch kreativer? Oder ist das Wort „kreativ“ gar nicht das richtige. Sagen wir „inspirativer“.

HEGMANN: Es war ganz anders. Es war mehr Ruhe da. Man konnte arbeiten.

HOFFMANS: Frau Kirkpatrick, wie stellt sich die Situation für Sie da, die Entwicklung und die Frage nach der kreativen Arbeit heute und vor 10 Jahren?

KIRKPATRICK: Es hat sich auch auf jeden Fall viel verändert. Unsere Institution profitiert vielleicht mehr von dieser Entwicklung als ein Künstler oder Künstlerin, die für ihre Arbeit wirklich mehr Freiraum brauchen. Die Kunsthalle profitiert sicherlich schon davon, dass der Hafenbereich als Freizeit- und Erholungsgebiet bekannter geworden ist. Zur Kultur gehört auch Gastronomie. Hier ist ein vielfältiges Angebot zu finden, dass sich meiner Meinung nach dort vielleicht mittlerweile ein bisschen zu stark ausgebreitet hat. Diese Entwicklung lässt aber auf jeden Fall verschiedene Meinungen zu. Wenn man von diesem Kulturquartier spricht, finde ich es auch problematisch, die Kultur als eine einheitliche, klare und definierbare Sache darzustellen. So, als ob alle Kulturschaffenden als eine Art „Kultur-Zoo“ zu betrachten sind, das würde

chen, die über den Tellerrand schaut?“ „Zudem zeigt sich, dass hinter diesen Gestaltungsprozessen, „Die nördliche Innenstadt ist so ein bisschen eine vergessene Insel in der ansonsten etablierten und sehr schönen

die vielleicht von außen zunächst einmal relativ glatt aussehen, eine ganze Menge an Spannungen existiert.“
Innenstadt von Essen.“ „Junge Leute wollen Geld verdienen, Karriere machen, sich vernetzen, die haben



„Aber eigentlich ist das ein Weg, ein Hafenweg, an dem verschiedene Bereiche tätig sind.“

in etwa bedeuten, dass alle Beteiligten, die mit Kultur zu tun haben, in einem Gebiet untergebracht werden könnten, in dem sie ständig im Austausch miteinander stehen und deshalb glücklich und zufrieden sein sollten. Die Politik und die Stadtplaner meinen dann sagen zu dürfen: „Schauen Sie hin, die Kulturschaffenden haben wir alle an einem Ort untergebracht und sie sollten sich glücklich schätzen.“

Ich meine aber, dass diese Vorstellung eine sehr vereinfachende, ja irre führende Vorstellung von Kultur darstellt. Die Menschen, die im Kulturbereich tätig sind, haben jedoch sehr unterschiedliche Bedürfnisse. Also ich profitiere schon davon, dass das Quartier belebt ist. Aber wenn es überbelebt ist, dann kann das auch schwierig sein, finde ich.

SCHEYTT: Wir haben vorhin von Susanne Hegmann gehört, dass die Politik eine gewisse Rolle gespielt hat. Können Sie das

noch weiter ausführen? Als das Vorhaben 1994 begann, wie hat die Stadt Münster damals auf Ihre Pläne reagiert und wie hat sich dann später das Verhältnis von Politik und dort arbeitenden Künstlern entwickelt?

HEGMANN: Also wir hatten mit der Stadt, bis, wie gesagt, auf Dr. Thomas Robbers, nicht viel zu tun. Wir haben immer mit den Stadtwerken verhandeln müssen, die waren die Erbpachtgeber. Und es ging darum, für wie viele Jahre, 40 oder 60, können wir das Erbpachtrecht erhalten? In dieser Zeit hatte jeder von uns Künstlern sehr, sehr viel mit dieser ganzen Planungsphase zu tun. Das heißt, wir waren in dem Sinne eigentlich gar nicht künstlerisch tätig, sondern wir mussten sehr viel organisieren, um dieses Atelier auch entstehen lassen zu können.

SCHEYTT: Haben denn die Stadtwerke ihr Vorhaben unterstützt? Die Stadtwerke gehören ja auch der Stadt, insofern ist das ein Konglomerat.

HEGMANN: Also sie haben uns natürlich erst einmal darin unterstützt, als dass wir den Vertrag schließen konnten und das Grundstück bekommen haben. Aber rückblickend hatten wir ganz andere, viel aufwendigere Auflagen zu erfüllen als andere Bauprojekte am Hafen. Aber das würde jetzt zu weit führen.

SCHEYTT: Und später, in der Entwicklung des Hafens, gab es da noch Kontakte zwischen den Hafenkünstlern und der Stadt? Die Stadt hat ja die Planung für das Quartier rund um das Atelierhaus gemacht.

HEGMANN: Ich würde schon sagen, dass wir auf uns allein gestellt waren und dass wir das auch nicht als eine Arbeit verstanden haben, die jetzt in irgendeiner politischen Ebene weiter fortgesetzt werden muss. Es ist so, dass die Künstler sich natürlich schon wünschen, vernetzt zu werden. Einmal im Jahr findet beispielsweise im „Speicher II“ ein Tag der offenen Tür

statt. Ich weiß gar nicht, ob die Busse auch die anderen Ateliers ansteuern, ob da vonseiten des Kulturamts auch die anderen Ateliers besucht werden. Ist das so geregelt?

KIRKPATRICK: Ja, die werden auch eingebunden.

HEGMANN: Also ich würde schon sagen, dass etwas entstanden ist. Ob man dabei von einem Kreativquartier sprechen soll? Wenn überhaupt, dann von einem Künstlerquartier. Aber eigentlich, finde ich, ist das ein Weg, ein Hafenweg, an dem verschiedene Bereiche tätig sind.

SCHEYTT: Was wäre denn die Forderung von Ihrer Seite aus an die Stadt? Doch nicht, die Touristen zu vertreiben, das geht ja nicht.

HEGMANN: Nein, eine Forderung wäre vielleicht mal etwas behutsam zu gucken und

auszusuchen, bevor wieder Grundstücke an Privatiers vergeben werden. Nicht umsonst war der letzte Tenor der Zeitungen „Bauboom im Hafen“. Da findet ein Ausverkauf von Grundstücken statt. Natürlich weiß man auch, dass die Kommunen nicht viel Geld haben, aber wenn ich da an Rotaprint in Berlin denke, also jetzt Ex-Rotaprint, wo einfach Firmengebäude zur Verfügung gestellt werden, in denen sich Künstler zusammenfinden können und einfach ein Hotel und eine Kantine und was weiß ich alles errichten und einrichten können, würde ich mir schon wünschen, dass so etwas auch in Münster möglich wäre.

SCHEYTT: Wir halten diese Forderung einmal fest für die Diskussion mit Dieter Gorny. Das ist ja schon spannend, dass hier gesagt wird: „Wir waren Pioniere, wir haben das entwickelt, andere waren Nutznießer und wir kommen dann vielleicht hinterher unter die Räder.“ Das ist ja die Kernbotschaft von Susanne Hegmann.



ihre Ideen und brennen für irgendwas.“ „Es gibt dieses Sprichwort: Wer glaubt, alle Innenstädte werden umgedreht. Es wird dort im Saal gespielt und nicht auf der Spielfläche.“ „Bei meinen Eltern hat-

wären gleich, hält sich vielleicht zu sehr auf den Hauptstraßen des Lebens auf.“ „Das Theater wurde umgedreht. Es wird dort im Saal gespielt und nicht auf der Spielfläche.“ „Bei meinen Eltern hat-

wären gleich, hält sich vielleicht zu sehr auf den Hauptstraßen des Lebens auf.“ „Das Theater wurde umgedreht. Es wird dort im Saal gespielt und nicht auf der Spielfläche.“ „Bei meinen Eltern hat-



„Sind Sie sozusagen der Ort für die Künstler in Münster?“

HOFFMANS: Ich würde gerne noch einmal auf Ihr Thema unterschiedlicher Bedürfnisse zurückkommen, da fand ich sehr interessant, was Sie gesagt haben. Ein Areal, aber mit Künstlern, Kunsthalle, Galerie – jeder hat da andere Bedürfnisse. Jetzt sind Sie mit der Kunsthalle, den Kunstateliers in Ihrem Haus, und dann natürlich Ateliers wie dem von Frau Hegmann, sozusagen fußläufig. Wie gestaltet sich die Zusammenarbeit? Sind Sie sozusagen der Ort für die Künstler in Münster?

KIRKPATRICK: Ich hoffe nicht. Nein, ich hoffe, dass die Kunsthalle eine wichtige Rolle in der Kunstszene spielt, aber ich finde auch, dass es für eine Stadt wie Münster sehr wichtig ist, dass es eine Vielzahl von unterschiedlichen Orten gibt, an denen anspruchsvolle Kunst zu erleben ist. Obwohl ich für die Stadt arbeite, finde ich, dass nicht zu viel von der öffentlichen Hand gesteuert werden sollte. Natürlich ist es wichtig, dass die Stadt ihre Kultur ausreichend finan-

ziert. In der Gestaltung des künstlerischen Angebotes ist es wichtig, dass die Kulturinstitutionen eine große Autonomie behalten und dass die Kulturschaffenden selbst die Bedingungen ihrer Unterstützung und Förderung mitbestimmen können. Als Leiterin der Kunsthalle versuche ich so viel wie möglich auch mit Künstlern vor Ort engen Kontakt zu halten, um zum Beispiel über die Optimierung von Produktionsbedingungen zu sprechen und mit den Künstlern gemeinsam Wege zu finden, ihre Arbeiten einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Als wir damals, das muss etwa um 2000 gewesen sein, ein Konzept für die Speichernutzung entwickelt haben, gab es ein Team von Leuten, und mehr als die Hälfte waren auch Münsteraner Künstler, die gemeinsam überlegt haben, wie denn dieser Speicher renoviert werden soll. Gerade weil die Künstler in diesem Entwicklungsprozess eng involviert waren, glaube ich, ist der Umbau des „Speicher II“ zu einem Atelier- und Ausstellungsort gut gelungen.



Für eine erfolgreiche Kulturentwicklung darf der dialogische Prozess nie außer Acht gelassen werden.

HOFFMANS: Aber wollen denn nicht alle Künstler und Künstlerinnen, die in Ihrer direkten Umgebung arbeiten, auch bei Ihnen ausstellen?

KIRKPATRICK: Ich glaube, das hat sich auch sehr gut entwickelt. Ich denke, die Kunsthalle ist da, um das künstlerische Potenzial vor Ort, das heißt in Münster und Region mit den international global diskutierten Tendenzen der zeitgenössischen Kunst in Verbindung zu setzen. Ich sage immer, gute Kunst hat nichts mit Postleitzahlen zu tun – und so versuche ich auch zu arbeiten. Natürlich ist es auch wichtig für uns als städtische Institution, dass ich die professionellen Potenziale vor Ort in unserem Programm berücksichtige. Ich glaube, das passiert. Alle Künstler der Stadt sollen in irgendeiner Form von den Aktivitäten der

Kunsthalle profitieren. Es gibt nicht nur die Ateliers im „Speicher II“, sondern drei oder vier andere Atelierhäuser und Ateliers, die sich nicht innerhalb einer Ateliergemeinschaft befinden, wo interessante Kunst produziert wird. Ich versuche, alle diese verschiedenen Orte im Blick zu haben.

SCHEYTT: Das ist ja ein altes Thema, dass die örtlichen Künstler gerne auch in dem jeweiligen Museum, je nachdem, in welcher Stadt sie arbeiten, ausstellen wollen. Deswegen ist ja spannend, jetzt eine Künstlerin aus Münster zu hören, die dieses Gebiet mit entwickelt hat – und dann kommt auch noch in die unmittelbare Nachbarschaft eine Kunsthalle. Wie ist das Verhältnis zwischen den Künstlern und der Kunsthalle? Hat es vielleicht ein gewisses Renommee für die Künstler dieses Areals gegeben dadurch, dass die Kunsthalle dort ist? Oder will man letztlich nur in die Räume rein?

HEGMANN: Also da würde ich natürlich grundsätzlich schon den Punkt unterstützen, dass die Postleitzahlen der Künstler nicht ausschlaggebend sind. Wenngleich ich eine Sache differenzierter sehen möchte: Ich glaube, Förderung von Künstlern vor Ort bedeutet auch, diese Künstler über Münster hinaus in irgendeiner Form zu fördern. Nicht irgendwo in den Quartieren, denn Münster hat sowieso schon das Problem der Provinzialität und der Kleinheit. Wenn dann auch noch im Grunde die lokalen Künstler dort ausgestellt werden, dann hat das ganz schnell was von „Vettern-Kreativwirtschaft“ und ist weit entfernt von Qualität. Insofern finde ich, dass man das differenzierter sehen muss. Ja, es ist eine Förderung von Künstlern dort vor Ort, wenn die Kunsthalle stark wird. Wenn sie ausländischen Künstlern ein Atelier bieten kann und wenn ein Austausch stattfindet. Das ist, finde ich, ein ganz wichtiger Aspekt, dass man nicht so schaut, dass auch jeder, der professionell arbeitet, auch ausgestellt

ein hoher Immobilienwert so als Rettungsanker ganz nett, wenn irgendwas mal ganz schief läuft. Aber **de ich jetzt nicht sagen. Computerfreaks sind auch Kreative.** „Ich finde es für ein Kreativ-

die Wertsteigerung hat so im Moment eigentlich gar keinen Effekt für mich.“ **„Also nicht nur wür-** quartier auch wichtig, dass dort auch andere Funktionen sitzen, die die Kreativen brauchen. Zum Beispiel



wird. Wichtig finde ich auch, dass diese Künstler vor Ort in den Planungsphasen berücksichtigt werden; dass man sie anspricht, dass man vielleicht auch mal sagt: „Du, ich plane alle ein, zwei Jahre mir die Ateliers in Münster anzuschauen, um zu gucken, was die Kunstszene macht.“ Denn nach dem Abschluss an der Akademie, die wir haben, gehen viele weg. Münster kann aber nur ein Interesse daran haben, gute Leute zu halten. Und wenn die bleiben sollen, da sind wir wieder beim Ausgangsthema, brauchen die einen Ort. Wir haben aber nicht wie im Ruhrgebiet so wunderbare, alte, leerstehende Fabrikgebäude. Da gibt es eben die Möglichkeit, sich in diesem Speicher zu bewerben. Und da wäre es mir zum Beispiel wichtig, die Auswahl- und Vergabeprozesse zu verstehen. Können diese nicht auch in Selbstorganisation von Künstlern erfolgen, die Auswahlkriterien festlegen? Es wird bisher immer alles eher so „von oben“ ausgesucht. Ich weiß auch gar nicht genau, nach welchen Kriterien man Künstler in das Quartier holt oder im Spei-

cher arbeiten lässt. Es wäre mir sehr wichtig, dass da viel mehr Selbstorganisation ins Spiel kommt. Das ist auch ein Auftrag, den ich so benennen möchte.

HOFFMANS: Frau Kirkpatrick, Sie sind ja in der Jury oder in der Kommission, die die Künstler und Künstlerinnen aussucht, die in Ihrem Atelierhaus auf begrenzte Zeit arbeiten dürfen. Wie sind die Kriterien? Vielleicht können Sie ganz kurz das erklären.

KIRKPATRICK: Also in der Jury ist immer auch ein Leiter oder eine Leiterin vom Westfälischen Kunstverein. Der Rektor von der Kunstakademie ist dabei, ein auswärtiger Kurator oder eine Kunstkritikerin. Habe ich jemanden vergessen? Wir sind zu viert. Das ist schon ein Gedanke, den man aufgreifen sollte. Ich finde es immer unheimlich wichtig, wenn auch die Künstler vor Ort in solche Entwicklungen involviert sind. Dann stellt sich aber die Frage, wer dieser Vertreter der ganzen unterschiedlichen, künstlerischen Interessen sein soll? Das heißt nicht, dass

man da nicht auch neue Kriterien entwickeln kann. Nur, wer soll der Vertreter sein? Weil, ich finde, das ist immer unheimlich schwierig, wenn man von einer Künstlerlobby in einer Stadt spricht, weil gerade diese Produktion von ihrer Differenzierung lebt. Und in dem Moment, wenn diese Produktion auch wie eine Gewerkschaft verstanden wird, finde ich, wird der Mehrwert von Kunst infrage gestellt. Das ist ein bisschen übertrieben gesagt, aber ich glaube, Susanne würde dem auch zustimmen. Das ist eben die Problematik, wenn man diesen Gedanken der Partizipation aufgreift.

Ich finde auch, dass das unheimlich wichtig ist, zum Beispiel bei der Förderung von aktuellen Kunstprofilen, dass junge Künstler involviert sind.

SCHEYTT: Jetzt haben wir das Ateliermodell der Kunsthalle gehört. Wir haben das Modell gehört, in dem man selbst ein Gebäude kauft. Was können wir denn jetzt daraus lernen, Susanne Hegmann, für die

„Münster hat sowieso schon das Problem der Provinzialität und der Kleinheit.“

Kunstpolitik in Nordrhein-Westfalen? Das ist die eine Frage. Die zweite Frage: Ist der Zeitpunkt gekommen, jetzt doch aus Münster wegzuziehen?

HEGMANN: Ist der Zeitpunkt gekommen, wegzuziehen? Also fange ich mal hinten an. Ich weiß es gar nicht so genau. Ich möchte das aus der Arbeit heraus entscheiden. Erst einmal habe ich diesen Ort, kann dort sein und möchte aus der Arbeit heraus entscheiden, ob ich etwas anderes mache. Ich bin nächstes Jahr für eine gewisse Zeit in Irland, weil ich ein Stipendium bekommen habe. Aber das ist jetzt eine andere Geschichte.

SCHEYTT: Haben die anderen Künstler, also wenn ich das noch dazwischen fragen darf, dasselbe Gefühl wie Sie, oder gibt es Stimmen, die sagen: „Nein, das ist wunderbar, dass so viele Leute hier herumlaufen?“

HEGMANN: Ich würde schon sagen, es gibt viele, die davon profitieren, also auch ge-

rade jetzt der Fotograf oder die anderen Künstler, die natürlich schon bemerken, dass die Kunden viel eher hierher kommen, weil das Viertel einfach so groß geworden ist. Es gibt einfach viel mehr Nachbarschaft und Nachbarn, die auch mal fragen: „Dürfen wir kommen?“

HOFFMANS: Mich würde jetzt interessieren, ob auch Fachbesucher kommen. Also jetzt nicht nur Leute, die einfach so mal ein Foto kaufen wollen, sondern internationale Kuratoren, Museumsleute? Also Publikum, die Ihnen auch weiterhin eine künstlerische Zukunft ermöglichen könnte?

HEGMANN: Das passiert, wenn eine Ausstellungsanfrage anliegt, wie das jetzt beispielsweise mit dem Kunstmuseum Ahlen für die Ausstellung „INTERMEZZO 2013 – Von der Fläche in den Raum“. Aber sonst fährt dieses Publikum definitiv eher in den Speicher, weil im Speicher die Kunsthalle obendrauf ist und man die Ateliers dort damit verbindet. Wir als Künstler im Haf-



sind Steuerberater nicht unwichtig in einem Kreativquartier.“ „Wenn man jetzt eine schöne Struktur für Kreative schaffen will, dann meine ich, muss man im Grunde das machen, was eine Fabrik für Fabrikarbeiter und Theater: Was bleibt, wenn man die Maschinerie, die ganze Peripherie wegnimmt, und dann anfängt mit zwei

„Wenn man jetzt eine schöne Struktur für Kreative schaffen will, dann meine ich, muss man im Grunde das machen, was eine Fabrik für Fabrikarbeiter und Theater: Was bleibt, wenn man die Maschinerie, die ganze Peripherie wegnimmt, und dann anfängt mit zwei



„Man muss dann immer vorsichtig sein, denn ich bin nicht da, um Kultur zu verkaufen.“



weg partizipieren ja nicht an dem Speichermodell. Ein Atelierplatz im Speicher wird für fünf Euro, glaube ich, gemietet. Bei uns ist es eher so, dass wir ja als Eigengebäude nicht in diese Kulturpolitik der Stadt eingebunden sind. Auch wenn Einladungskarten gedruckt werden für diesen Tag der offenen Tür, wird der Hafenweg 22 nicht erwähnt. Wir haben in keiner Form Beziehung zur städtischen Kulturpolitik, das Speichergebäude ist autonom.

HOFFMANS: Aber Sie, Frau Kirkpatrick, zeigen ja internationale Positionen. Das heißt, es kommen internationale bedeutende Sammler, Kuratoren und Museumsleute in Ihr Haus. Gehen die denn auch wiederum in die anderen Ateliers? Gibt es da sozusagen eine Rückkopplung?

KIRKPATRICK: Ich sehe das als eine meiner Aufgaben. Erst einmal ist es natürlich interessant, mit internationalen Künstlern arbeiten zu können. Aber ich versuche auch, mit meinen internationalen Kontakten der hiesigen Kunstszene nützlich zu sein. Wenn Galeristen oder auch andere Kuratoren da sind, versuche ich, auf interessante künstlerische Positionen aufmerksam zu machen. Man muss dann immer vorsichtig sein, denn ich bin nicht da, um Kultur zu verkaufen. Deshalb ist es so wichtig und das versuche ich auch der Politik immer wieder zu erklären, wenn sie fragt: „Wieso holst du einen ausländischen Künstler, wo wir doch hier so viele Künstler vor Ort haben?“ Aus genau diesem Grund, damit Münster nicht so provinziell bleibt, dass die Kunstszene sich international vernetzt und in einen internationalen Dialog

tritt. Aber ich bin nicht alleine. Das Landesmuseum und der Kunstverein haben eine ähnliche Aufgabe.

HEGMANN: Zu diesem „über den Tellerrand gucken“ wollte ich auch noch etwas sagen: Ich bin ja, wie gesagt, auch Delegierte der IBGK, der Internationale Gesellschaft der Bildenden Künstler in Berlin, die ein ganz tolles Programm für diesen Austausch gemacht haben, das Touring Artist Programm. Das heißt, wir versuchen auch für auswärtige Künstler Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, Ateliers zu bieten, zu gucken, wie man deren Kunstwerke mit nicht zu großen Belastungen einführen kann. Wie können ausländische Künstler weiterhin ihre Arbeit vor Ort machen? Wie kann man Kulturarbeit auf europäischer Ebene machen, die über den Tellerrand schaut? Das heißt, ich habe

auch das Gefühl, das ich öfter aus Münster weg muss. Ich muss schon nach außen gehen. Währenddessen hat man im Ruhrgebiet eher das Gefühl, das es weit genug für die künstlerische Arbeit ist.

SCHEYTT: Noch einmal die Frage: Was können wir aus diesen beiden Ateliermodellen lernen? Einmal Selbsterwerb, einmal Arbeitsplatzvergabe durch eine Kommission. Sind beide Modelle weiterzuführen und würde Susanne Hegmann das mit Kollegen noch einmal machen, selbst ein Atelier kaufen und bauen?

HEGMANN: Also die Autonomie ist etwas, was mir sehr gut getan hat und ich würde es immer wieder tun. Ich habe überhaupt gar kein Problem damit. Im Gegenteil, ich würde es begrüßen, wenn Künstlern viel öfter

die Möglichkeit gegeben würde, selbstverwaltend ein Atelierhaus zu bekommen oder umzubauen oder zu errichten. Wenn mehr Gebäude zur Verfügung gestellt würden, das wäre absolut traumhaft. Nicht durch städtische oder politische Hand gelenkt zu werden, das würde ich sehr begrüßen.

SCHEYTT: Wir haben hier zwei Modelle besprochen, die in derselben Stadt, am selben Hafen entstanden sind. Es gab viele offene Fragen, die wir heute nicht alle beantworten werden, aber wir werden sie nachher in die Runde mit Herrn Gorny aufnehmen und weiter bearbeiten. Zudem zeigt sich, dass hinter diesen Gestaltungsprozessen, die vielleicht von außen zunächst einmal relativ glatt aussehen, eine ganze Menge an Spannungen existiert.

„Stühlen, zwei Schauspielern und, ganz wichtig, einer sehr guten Geschichte?“ „Die Immobilie hat neulich während einer Vorstellung fast eine Schlägerei.“ „Bei uns ist eine Energie vorhanden, wie sie eben nicht

uns deswegen so interessiert, weil sie alles weggehauen hat, was wir kannten.“ „Wir hatten in der 11. Reihe eines Staatstheaters entsteht.“ „Wenn man wirklich sich mal andere Quartiere anguckt, wie



Zweite Dialogrunde

Reinhard Wiesemann ist Erfinder und u.a. Inhaber des Unperfekthauses in Essen. Er entwickelte das Modell „Möglichkeiten für die kreative Entfaltung zur Verfügung zu stellen“ aufgrund eigener Erfahrungen mit dem Hobbykeller in seinem Elternhaus: Er baute ein ehemaliges Kloster in der Essener Innenstadt zum Unperfekthaus um, einem Ort für Kreative wie Musiker, Künstler, Techniker oder Webdesigner. Anschließend wurde durch die RUHR.2010 die umliegende Essener Nordstadt zum Kreativquartier ausgerufen.

Seiner Meinung nach bieten Kreativquartiere eine sehr geeignete Form der Zusammenarbeit für Kreative. Sie können ähnlich wie Fabriken ganzheitliche Strukturen anbieten. Er fordert eine sensible Zusammenarbeit aller Sektoren der Kulturwirtschaft ein, in der sich die übergeordneten städtischen Ebenen, wie auch Land und Bund eher als Hilfesteller denn als Initiatoren verstehen sollten.

Hans Dreher hat nach seiner Regieassistenten unter Elmar Goerden am Bochumer Schauspielhaus das Kulturzentrum ROTTSTR 5 in Bochum mitgegründet und ist einer der Geschäftsführer des dortigen Theaters. Er macht als Regisseur mit minimalsten Mitteln Theater in dieser Kleinstimmobilie – und zieht damit auch „theaterscheue“ Besucher an. Die Rottstraße befindet sich in dem aufkommenden Kreativquartier Viktoriaviertel in Bochum. Dreher attestiert der Stadt Bewohnerflucht und hofft durch niedrige Theaterpreise und sein unkonventionelles Programm den Besuchern Schwellenängste zu nehmen.



Reinhard Wiesemann

Unternehmer, Inhaber Unperfekthaus

HOFFMANS: Das war jetzt eine wirklich sehr spannende Auseinandersetzung. Wir kommen jetzt zur zweiten Runde. Die wird bestückt mit Reinhard Wiesemann vom Unperfekthaus und Hans Dreher, einem Geschäftsführer des Theaters ROTTSTR 5. Ich würde zuerst Herrn Wiesemann nach vorne bitten, damit er uns erklären kann, was er wo macht.

WIESEMANN: Ich bin einer von mehreren Leuten, die in der nördlichen Innenstadt in Essen aktiv sind. Die nördliche Innenstadt ist so ein bisschen eine vergessene Insel in der ansonsten etablierten und sehr schönen Innenstadt von Essen. Ich bezeichne sie als Pioniergebiet. Sie ist Kreativquartier, aber für mich eben auch ein Quartier, das sehr viele Möglichkeiten bietet. Hier sieht man die Zusammenarbeit zwischen einem Restaurant und einem Künstler. Das ist die Kreuzeskirche, in der wir zukünftig sehr

viele Projekte machen werden. Das ist eine Nachbarschaftsinitiative, die ich zusammen mit einigen Bewohnern und Mitarbeitern in der Innenstadt von Essen gegründet habe. Und hier sehen Sie den Ursprung meiner Aktivitäten, das Unperfekthaus. Es ist ein ehemaliges Franziskanerkloster, das ich in ein Haus für Künstler und Kreative im weitesten Sinne, also auch Politiker, umgewandelt habe. Ich meine, Politiker sind auch kreativ oder sollten es zumindest sein. Ich bezeichne meine Position im Unperfekthaus und auch bei anderen Projekten, die ich mache, als Möglichkeiten-zur-Verfügung-Steller. Ich habe einen sehr freien Ansatz, denn ich bin davon überzeugt, dass man mit Kreativen anders umgehen muss als mit beispielsweise Sportlern. Ich glaube, wenn ich einen Sportverein gründe, dann kann ich sagen: „Wir treffen uns zu dem Termin an dem Ort und wir sind zusammen ein Team!“ Das geht mit Sportlern, aber bei

Kreativen muss man ganz viele Freiheiten geben.

Das ist eine Wohngemeinschaft, die wir im Unperfekthaus haben. Das Besondere bei uns im Gegensatz zu dem, was wir gerade aus Münster gehört haben, ist, dass alles sehr, sehr offen und sehr nach außen gerichtet ist. Also, auch wenn Sie sagen, Künstler arbeiten auch gerne mal in Ruhe, bieten wir im Unperfekthaus weniger diesen ruhigen Arbeitsplatz. Es geht mehr um die Netzwerke, darum, dass man sich zeigt und dass man gefunden wird.

Neben dem Unperfekthaus gibt es ein zweites Objekt, das Generationenkulthaus. Während das Unperfekthaus eben eher nach außen gerichtet ist, ist das Generationenkulthaus ein Mehrgenerationenhaus, in dem man auch wohnen kann. Das kann man im Unperfekthaus nicht. Wir sind

die Baumwollspinnerei in Leipzig, das nenne ich Leben, da passiert etwas. Da sind Künstler, da ist wirklich Bewegung.“ „Wir möchten also möglichst weitgehend dabei helfen, dass sie ihrer Arbeit ohne eigene Kosten, ohne Risiko

lich Bewegung.“ „Wir haben es mit einer Stadt zu tun, die sehr mit Flucht zu kämpfen hat.“ „Anfangs habe ich gedacht, man macht so ein offenes Haus, wo man allen alle Möglichkeiten



Hans Dreher
Regisseur, Leitung ROTTSTR 5 Theater



„Junge Leute wollen Geld verdienen, Karriere vernetzen, die haben ihre Ideen und brennen machen, sich für irgendwas.“

im Moment 40 bis 50 Leute, die im Mehrgenerationenhaus wohnen und arbeiten, Alt und Jung. Diese Mischung funktioniert hervorragend, eben deswegen, weil es ein sehr hipbes Haus ist und weil wir den Faktor Arbeit integrieren. Normale Mehrgenerationenansätze kümmern sich eher darum, was die alten Leute wollen, also eben nett zusammenwohnen und sich gegenseitig helfen und so weiter. Das ist es dann ja auch genug. Aber junge Leute wollen ja viel mehr. Junge Leute wollen Geld verdienen, Karriere machen, sich vernetzen, die haben ihre Ideen und brennen für irgendwas. Und das bieten wir eben auch. Aber immer nur im Sinne von Möglichkeiten-zur-Verfügungstellen und jeden machen lassen was er will, bloß nicht irgendwie Einfluss nehmen. Es gibt dieses Sprichwort: Wer glaubt, alle Innenstädte wären gleich, hält sich viel-

leicht zu sehr auf den Hauptstraßen des Lebens auf. Das muss man sich mal so im Munde zergehen lassen. Auf der einen Seite schimpfen wir, dass die Städte alle gleich sind und auf der anderen Seite bleiben wir vielleicht wirklich nur auf den wichtigsten Hauptstraßen. Wir müssen mal ein bisschen mehr rechts und links gehen. Das ist auch der Ansatz, den ich im Kreativquartier City Nord verfolgte, dass man eben die „normalen“ Menschen mit einbezieht. Dass man ihnen deutlich macht, Einkaufen und Konsum ist wunderbar, ich habe überhaupt nichts gegen Luxus, aber rechts und links sind dann die interessanteren Dinge, die vielleicht auch wichtig fürs Leben sind.

HOFFMANS: Vielen Dank, Herr Wiesemann. Rechts und links, Herr Dreher, Sie werden uns das jetzt sicher am Beispiel ROTTSTR

5 erklären. Eher rechts oder eher links, worum wird es bei Ihnen gehen?

DREHER: Hallo, grüße Sie. Hier ein Ausschnitt aus unserem Spielplan und unsere Webseite, auf der gerade für unsere letzte Premiere „Hopper“, nach Dennis Hopper, erworben wird. Hier sehen Sie unser Theater, es befindet sich in einem Innenhof auf der Rückseite eines Asia Supermarkts, neben einem Musikstudio und der Privatwohnung einer sehr bekannten Theaterfotografin. Sie sehen, das Kulissenlager ragt auch mit in den Innenhof. Hier sieht man auch oben sehr schön die S-Bahn, die über die Halle hinweg fährt. Das ist ein Ausschnitt aus „Fight Club“, sicherlich eine unserer Flaggschiffinszenierungen. In „Fight Club“ ist es uns, denke ich, am allerbesten gelungen, die richtige Mischung

aus Stoff und theatraler Stärke zu finden. Hier ein Szenefoto aus der Uraufführung „Einmal noch Marseille“, darin die Besonderheit: Das Theater wurde umgedreht. Es wird dort im Saal gespielt und nicht auf der Spielfläche.

SCHEYTT: Ich möchte kurz Reinhard Wiesemann vorstellen. Er hat bereits als 18-Jähriger ein Unternehmen gegründet und sich in der Elektrotechnik selbstständig gemacht. Seine Erfindungen sind im Gotthardtunnel oder auch in Bandstraßen von VW zu finden. Er ist also Erfinder, hat das Unternehmen Wiesemann & Theis in Wuppertal gegründet und lebt in Essen und Florida. 2004 kam er in mein Büro und sagte: „Ich habe ein Haus in der Innenstadt gekauft.“ Ich war damals Kulturdezernent in Essen und dachte, jetzt kommt schon wieder ein

Subventionsempfänger. Doch bis heute hat Herr Wiesemann keinen Cent von der Stadt Essen, dem Land Nordrhein-Westfalen oder von Stiftungen bekommen, um das, was im Unperfekthaus passiert, zu realisieren.

Erste Frage: Warum ein Objekt in der Essener Innenstadt? Offensichtlich konnte sich der Investor Wiesemann erlauben, sein Investment einfach Künstlern zu überlassen unter dem Motto: Geld, Spaß und gesellschaftlicher Nutzen – das möchte ich stiften. Wie lassen sich diese Ziele vereinen?

WIESEMANN: Ich wehre mich ein bisschen gegen das Wort „oder“. Ich habe ein Problem, wenn man denkt, machen wir es so oder so, denn ich liebe das Wort „und“. Ich habe mit meiner Elektronikfirma sehr gut verdient und dann mit dem Unperfekthaus

bietet und dann würde schon eine ganz bunte Atmosphäre entstehen und das Publikum kommt von alleine. Kommt die zu uns. Wenn die dann erst einmal bei uns sind, dann laufen die überall rum und kriegen alles mit.“

kein Mensch, klappt gar nichts.“ *„Diese Leute haben also einen mitgebrachten Grund, deswegen kommen* **„Ich glaube, wir brauchen auf allen Ebenen geschickte Ideen und tolle Aktivitäten.“** *„Wir*



„Also NICHT NUR würde ich jetzt nicht sagen. Computerfreaks sind auch Kreative.“

im Grunde so die Struktur geschaffen, mit der ich selbst als Jugendlicher angefangen habe. Bei meinen Eltern hatte ich einen Hobbykeller zur Verfügung, dieses Modell habe ich im größeren Maßstab für andere nachgebaut. Und dabei habe ich eben diese drei Ziele: Ich möchte kein Geld verlieren, ich möchte schon auch noch Geld verdienen, ich möchte nur Sachen machen, die Spaß machen, und ich möchte Dinge machen, die gesellschaftlichen Nutzen haben. Wenn sich das jetzt so altruistisch anhört, ist es das aber gar nicht, denn ich lebe ja auch in dieser Gesellschaft und je schöner die wird, desto besser geht es auch mir.

Das Unperfekthaus ist halt ein ehemaliges Kloster, ursprünglich in einer sehr schlechten Lage. Insgesamt haben wir inzwischen 4.000 m² und es wird noch mehr, wir bauen ja noch ein Hotel an. Wie gesagt, das Unperfekthaus lag ursprünglich sehr schlecht in dem unbeliebten Teil der Stadt Essen, der nördlichen Essener Innenstadt. Nebenstand ein Karstadtgebäude, bei dem auch nicht sicher war, ob es erhalten werden

kann. Deswegen konnte ich das Kloster auch relativ preiswert vom Bistum Essen kaufen. Heute wäre es wahrscheinlich nicht mehr möglich gewesen, denn die Lage ist jetzt nachträglich sehr gut geworden, so dass es auch dann teurer geworden wäre. Ja, genau wie bei Euch in Münster.

HOFFMANS: Also hat sich jetzt der Wert Ihrer eigenen Immobilie gesteigert.

WIESEMANN: Genau, das sagt man jetzt so, davon habe ich jetzt aber nichts. Der Wert der Immobilie ist erst dann von Bedeutung, wenn ich das Unperfekthaus wieder verkaufen wollen würde. Wenn ich es einfach weiterhin betreibe, dann kann es sogar eher nachteilig sein, weil dann irgendwelche Nebenkosten steigen können, weil es eben ein höherwertiges Objekt geworden ist. Natürlich ist ein hoher Immobilienwert so als Rettungsanker ganz nett, wenn irgendwas mal ganz schief läuft. Aber die Wertsteigerung hat so im Moment eigentlich gar keinen Effekt für mich.

SCHEYTT: Was wird denn konkret im Unperfekthaus gemacht? Wie viele Künstler arbeiten dort?

WIESEMANN: Wir haben im Moment ungefähr 1.000 Künstler und Kreative angemeldet, also auch Techniker, Webdesigner und politische Parteien, die ihre Treffen abhalten und gesellschaftliche Projekte machen. Und von diesen 1.000 Angemeldeten sind schätzungsweise die Hälfte Karteileichen, die so ab und zu mal kommen, die sich aber nicht austragen lassen, weil das Unperfekthaus eine sehr gute Positionierung bei Google hat. Wenn man da einmal gelistet ist, dann hat das den Vorteil, dass man gut gefunden wird, auch wenn man seine Sache außerhalb des Unperfekthauses weitermacht.

SCHEYTT: Und wie viele sind von diesen restlichen 500 wirkliche Künstler, also nicht nur Kreative oder Computerfreaks?

WIESEMANN: Also „nicht nur“ würde ich jetzt nicht sagen. Computerfreaks sind

auch Kreative. Aber ich schätze, die Verteilung ist ungefähr fifty-fifty. Der Eindruck täuscht, wenn man ins Haus geht, und man sehr viele Bilder sieht und sehr viele Musiker hört. Deswegen hat man den Eindruck, es wäre ein reines Kunsthaus. Denn alle anderen, die Webdesigner, die Programmierer und so weiter, die wir auch in großer Zahl haben, hinterlassen keine Spuren. Künstler lassen Bilder an der Wand und freuen sich über die Ausstellungsmöglichkeiten. Die technisch oder gesellschaftlich ausgerichteten Kreativen nehmen ihre Sache wieder mit. Deswegen hat der normale Besucher hat den Eindruck, das Unperfekthaus wäre ein Kunsthaus.

SCHEYTT: Jetzt gibt es ja noch weitere Objekte in diesem Quartier, die als Kreativorte wirken. Also etwa die Kreuzeskirche oder das Geku-Haus. Hat sich durch das Unperfekthaus eine Quartiersentwicklung ergeben, war das auch der zentrale Ort für diese? Oder gab es da bereits woanders auch Orte und Akteure, die in diese Entwicklung mit eingebunden werden konnten?

WIESEMANN: Also, ich glaube wir sind einfach eine Kraft unter mehreren. Das Kulturbüro der Stadt Essen ist auch sehr aktiv in dem Viertel und Ricarda Fox hat da ihre Galerie und Lex Spielmann hat jetzt auch viele Projekte im Quartier gemacht. Es wird immer mehr und ich glaube schon, dass man von einem „Quartier“ reden kann, wobei für mich ein Kreativquartier nicht nur aus Kreativen besteht. Ich finde es für ein Kreativquartier auch wichtig, dass dort auch andere Funktionen sitzen, die die Kreativen brauchen. Zum Beispiel sind Steuerberater nicht unwichtig in einem Kreativquartier. Ich glaube, für mich sind Kreativquartiere die Zusammenarbeitsform von Kreativen. Oder anders angefangen: Industriefirmen haben Fabriken gegründet. In den Fabriken waren eben nicht nur die Werkhallen, sondern auch Büros, die Marketingabteilung, die Rechtsabteilung und die Buchhaltung. Also: Fabriken waren und sind, praktisch gesagt, die Zusammenarbeitsform der industriellen Produktion. Kreativquartiere sind für mich die Zusammenarbeitsform der Kreativindustrie, wenn man von Indust-



haben es uns zur Aufgabe gemacht, nur mit so genannten klassisch ausgebildeten Schauspielern zu arbeiten.“ „Es gibt bei uns niemanden, der sagt: „Du bist gut und du bist schlecht“. Inso-

fern hat es schon eine Beliebigkeit, aber nicht so sehr in dieser negativen Konnotation.“ „Bei einem Laden unse-

rer Größenordnung wären wir ganz schön bescheuert, wenn wir unter unseren Arbeitsbedingungen keinen Spaß



„Die Immobilie hat uns deswegen so interessiert, weil sie alles weggehauen hat, was wir kannten.“

rie redet. Weil Kreative dazu tendieren, sehr individuell und sehr isoliert zu arbeiten. Die haben nicht die Buchhaltung nebenan oder die Marketingabteilung. Die haben nur ihren eigenen Bereich und sind glücklich. Wenn man jetzt eine schöne Struktur für Kreative schaffen will, dann meine ich, muss man im Grunde das machen, was eine Fabrik für Fabrikarbeiter und Ingenieure macht, nämlich die anderen Dinge dazu anbieten. Das ist für mich der große Sinn von Kreativquartieren.

HOFFMANS: „Die anderen Dinge“, Herr Dreher, das sind Sie auch, in der ROTTSTR 5. Ich würde Sie auch gerne vorstellen. Sie haben eine sehr interessante und spannende, ich würde sagen, biogeografische Vita: Sie sind in Japan zur Welt gekommen, in den USA aufgewachsen, haben in München Theaterwissenschaft, Anglistik und Amerikanistik studiert. Dann haben Sie schon während Ihres Studiums als Statist am

Residenztheater bei Hans Neuenfels gearbeitet und haben dann nach Ihrem Magisterabschluss die Seiten gewechselt. Ihre erste Regie-Hospitantz hatten Sie bei Franz Xaver Kroetz, eine sehr gute Adresse. Und mit Elmar Gördel sind Sie dann als Regieassistent ans Bochumer Schauspielhaus gekommen, wo Sie auch Ihre ersten eigenen Inszenierungen produziert haben. Nach der etwas glücklosen Intendanz Gördel haben Sie sich dann gefragt: „Ja, was nun?“ Und die Antwort lag in der ROTTSTR 5, wo Sie seitdem Mitglied der Geschäftsleitung, der Theaterleitung und Hausregisseur sind.

Ich habe mich gefragt, vom Schauspielhaus Bochum zu dem etwas heruntergekommenen Standort ROTTSTR 5 – war das nicht schwierig für Sie, das zu denken?

DREHER: Im Gegenteil. Dass Eine kam wirklich sehr klar aus der Konsequenz des Anderen. Das Schauspielhaus hatte damals

wie heute unter erheblichem Gelddruck zu agieren. Aber im Grunde interessiert uns das an Theater: Was bleibt, wenn man die Maschinerie, die ganze Peripherie wegnimmt, und dann anfängt mit zwei Stühlen, zwei Schauspielern und, ganz wichtig, einer sehr guten Geschichte? Im Schauspielhaus hatten selbst wir als debütierende Regisseure verhältnismäßig viel Geld und eine verhältnismäßig große Maschinerie zur Verfügung und wollten uns jetzt zur Aufgabe stellen, wie Theater ohne das alles geht. Wie können wir uns wieder auf die Urkraft des Theaters besinnen? Das klingt immer sehr plakativ, sehr idealistisch. Die Fragestellung war, wie wir das Live-Erlebnis wieder in den Vordergrund bringen können, weil wir das Gefühl hatten, dass das auf einer größeren Bühne verlorengegangen ist.

HOFFMANS: Und warum fiel dann die Wahl auf die ROTTSTR 5? Ich meine, wir haben ja



eben Fotos gesehen: Im Grunde genommen tritt man in den Theaterraum ein und dieser kleine Saal ist Theater und Garderobe und alles in einem.

DREHER: Genau, er ist alles zugleich. Die Immobilie hat uns deswegen so interessiert, weil sie alles weggehauen hat, was wir kannten. Es gibt kein Foyer, es gibt, was ich besonders wichtig finde, keine Kantine, in der sich die Theatermitarbeiter verkriechen können, sondern sie sind vor und nach der Vorstellung gezwungen, mit diesem Phänomen Zuschauer, Besucher, Teilnehmer umzugehen. In der Garderobe möchte man sich bei uns auch nicht lange aufhalten.

HOFFMANS: Auf der Toilette auch nicht, habe ich gelernt.

DREHER: Sie haben leider Recht. Das Glasdach wird immer maroder und wir haben auch jetzt das Problem in der Garderobe,

dass uns das Wasser, das soll jetzt kein Wortspiel sein, in relativ dramatischen Mengen hineinfließt. Die Ministerin war ja kurz bei uns und hat gefragt, wo die Maske ist. Ich konnte dann auch nur antworten, dass die sich circa 10 cm vor dem Spiegel hinten in der Garderobe befindet. Wir haben es also wirklich mit einer Kleinstimmobilie zu tun. Daher gibt es im Live-Erlebnis fast keine Grenze zwischen Zuschauer und Schauspieler. Das ist auch unsere Stärke. Damit müssen beide Seiten umgehen und das ist auch für die Zuschauer eine ziemliche Herausforderung. Wir hatten neulich während einer Vorstellung fast eine Schlägerei. Es gibt da einen relativ provozierenden Moment in der Inszenierung, in dem einer unserer Darsteller vor einem Zuschauer in der ersten Reihe steht und ihn herausfordert und tatsächlich, zum ersten Mal nach ungefähr 30 Vorstellungen, hat ihn dann ein Zuschauer zurückgeschoben. Dann hat unser Darsteller etwas schnell-

hätten.“ „Während andere Länder noch über die Bedeutung dieses Begriffs nachgedacht haben, wurtel.“ „Wir haben uns in der Kulturhauptstadt darüber unterhalten, wie wir diesen sehr am-

den hier schon Konzepte in die Wege geleitet - und an diesen hatte Dieter Gorny wesentlichen Anteil.“ „Wandel durch Kultur“ so umsetzen können, dass, jetzt kommt ein noch

„Wir haben es mit einer Stadt zu tun, die sehr mit Flucht zu kämpfen hat.“

ler mit der Hand ausgeholt als uns allen recht war, aber Gott sei Dank, wusste sein Kollege ihn zu retten und dann ging es gut weiter.

HOFFMANS: Würden Sie das als Erfolg verbuchen? Ist das das Live-Erlebnis, was Sie wollen?

DREHER: Also in der extremen Ausartung ist es das tatsächlich. Bei uns ist eine Energie vorhanden, wie sie eben nicht in der 11. Reihe eines Staatstheaters entsteht. Bei uns riecht man den Angstschweiß des Darstellers, ob man nun möchte oder nicht. Man ist dann dabei, wenn ein Kollege einen Schritt zu weit nach vorne geht, ob man es will oder nicht. Das wird uns sehr gedankt und das ist auch der Grund, weshalb wir das Theater in Bochum geworden sind, für diejenigen, die sonst nicht ins Theater gehen. Oder anders gesagt: Diejenigen, die noch nicht ins Theater gegangen sind. Wir sind eine Einstiegsdroge, das ist definitiv so.

SCHEYTT: Vielleicht beschreiben Sie noch einmal die Verbindung Ihres Theaters zum

umliegenden Quartier. Denn Sie waren ja schon da, bevor dieses zum Kreativquartier ausgerufen wurde.

DREHER: Ja, ich würde auch nach wie vor sagen, dass wir uns höchstens in der Keimzelle eines Kreativquartiers befinden. Es ist bei uns bestimmt nicht so, dass die Rottstraße mit Werbeagenturen und Architekturbüros gesäumt ist, keineswegs. Direkt gegenüber ist eine Table Dance Bar. Ich bin sehr froh um diese Table Dance Bar, denn wir können dort unser Geld wechseln. Wir haben ein ausgezeichnetes Verhältnis zu den jungen dort arbeitenden Damen und Herren. Aber es gibt erhebliche Leerstände. Es gibt Kiosks, es gibt zwei, drei alteingesessene Gastronomen, die immerhin auch von uns profitieren, weil unsere Zuschauer im Anschluss an die Vorstellung dorthin gehen. Das freut mich natürlich sehr, dass man sich in dieser Hinsicht da ein bisschen gegenseitig unter die Arme greift. Ich bin mir sicher, dass ein Kreativquartier entstehen wird und ich hoffe, dass wir die ersten Schritte miterleben werden.

SCHEYTT: Was gehörte denn noch zu diesem Kreativquartier dazu?

DREHER: Ja, Sie fragen auch den Falschen. Also ein Theater ist schon per Definition keine kreativwirtschaftliche Entwicklung, sondern ein Theater. Wir könnten unseren Darstellern Rollschuhe anziehen und sie singen lassen und wären in unserer Größenordnung doch niemals profitabel. Wir sind ein sehr kleines Theater. Sprechtheater ist ohnehin hier in Europa weit weg von dem profitablen Modell. Was gehört zu einem Kreativquartier? Steuerberater sind auf jeden Fall eine sehr gute Idee. Auch gerade eine, die uns sehr unmittelbar betrifft.

HOFFMANS: Wie würden Sie sich denn Ihre idealen Nachbarn vorstellen? Wenn man jetzt durch das Quartier geht, ist das ja wirklich noch traurig. Es gibt ja nichts; also Sie sind da, dann der kleine Chinese und so ein paar andere Buden. Die Marienkirche wird gerade aufgebaut. Aber wenn man wirklich sich mal andere Quartiere anguckt, wie die Baumwollspinnerei in Leipzig, das nenne ich Leben, da passiert etwas. Da sind

Künstler, da ist wirklich Bewegung. Sie sind bisher ja im Grunde genommen ein einsamer Kämpfer im Viktoriaquartier.

DREHER: Das sind wir noch. Ich hoffe, immer sehr, dass wir es nicht immer sein werden. Es liegt aber natürlich auch an Bochums Problemen. Die Stadt hinterlässt einen sterbenden Eindruck. Vielleicht wird man mir in 5 oder in 10 Jahren noch mehr Recht geben mit meiner Vermutung. Die jüngsten Schlagzeilen um Opel und so weiter. Wir haben es mit einer Stadt zu tun, die sehr mit Flucht zu kämpfen hat. Die jüngsten Zensusergebnisse bestätigen das, den Leuten geht es nicht gut in Bochum. Wir merken das, und wir verlangen nicht viel an Eintritt. Und wir merken auch, dass es sich bitterlich rächen würde, wenn wir mehr Eintritt nähmen.

HOFFMANS: Wie viel nehmen Sie jetzt?

DREHER: Wir nehmen 13 Euro plus Freigetränk. Das Freigetränk ist mir immer sehr wichtig. Ermäßigt kosten wir 7 Euro für Schüler, Studenten und Behinderte.

Wir bekommen es ja in E-Mails und im persönlichen Dialog mit den Zuschauern mit: Mehr ist bei den meisten nicht drin. Mehr können oder wollen sie nicht für Theater bezahlen. Leipzig natürlich ist eine Stadt im Aufwind, definitiv. Ich war unlängst wieder in München, in einem Viertel, in dem ich damals als Student wohnte, im Münchner Westend. Dort ist auch ein Kreativquartier entstanden. Damals ähnelte es dort eher der Rottstraße. Deswegen glaube ich, dass es durchaus Hoffnung gibt und dass diese Achse zwischen Jahrhunderthalle und Innenstadt mit etwas Glück und Geschick zur Blüte kommen kann. Ich habe ja keinerlei Kreativquartierssendung oder Bewusstsein. Ich hoffe nur, dass es uns gelungen ist, durch gutes Theater Leute in die Rottstraße zu locken, die sonst nicht dorthin gekommen wären und dass wir ihnen nicht nur die Schwellenangst vor unserem Theater, sondern vielleicht auch die Schwellenangst vor unserer Straße nehmen können.

SCHEYTT: Das Unperfekthaus hat ja auch ein gewisses Wirtschaftsmodell: Da kommen die Menschen als Besucher, es gibt



ambitioniertes Wort, wirklich Nachhaltigkeit entsteht.“ „Ich würde sagen, wir brauchen diese
 rung wird ein Problem sein, das wir in den nächsten 10 Jahren im Ruhrgebiet wahrscheinlich gar nicht haben wer-

„Das Thema Gentrifizieren.“ „Der entscheidende Impuls für das Quartier in Bochum war beispielsweise die Entscheidung, das
 Drogerien in Kunst und Kultur, sonst haben bald wir ein Problem in unserer Region.“



„Diese Leute haben also einen deswegen kommen die zu uns. bei uns sind, dann laufen die alles mit.“

uns möglichst kostenlos tun können sollen. Wir möchten also möglichst weitgehend dabei helfen, dass sie ihrer Arbeit ohne eigene Kosten, ohne Risiko nachgehen können. Die Finanzierung soll über Besucher passieren, die Eintritt zahlen. Zusätzlich finden sehr viele Betriebsfeiern, Geburtstage, Hochzeiten und so weiter statt. Das ist die Basis, also die Konsumenten, die Besucher, zahlen Eintritt. Und die Produzenten, die Aktiven, kriegen so viel Hilfe wie nur eben möglich. Ursprünglich war das Modell komplett kostenlos für die Kreativen. Dafür musste man aber eine Stunde im Monat putzen. Das hat in zweierlei Hinsicht nicht funktioniert: Also zunächst einmal war es dreckig und dadurch war es eben nicht einladend für Gäste. Der Sinn des Hauses ist eben, dass man die Kreativen mit Leuten zusammenbringt, die auch mal Bilder kaufen können, die Programmierer oder Musiker engagieren. Dieses Zusammenbringen ist der Sinn der Sache. Daher haben wir im

eine sehr gute Gastronomie und da gibt es auch ein oder mehrere Freigetränke. Im Prinzip muss man zwar einen Eintritt bezahlen und kann aber so viel trinken, wie man möchte...

WIESEMANN: Ja, der Grundgedanke beim Unperfekthaus ist, dass die Aktiven, die Leute, die irgendwelchen Projekten nachgehen, irgendwelche Ideen haben und eigenmotiviert irgendetwas tun, das bei

allgemeinen Einvernehmen entschieden, dass jeder der Kreativen jetzt 15 Euro pro Monat zahlt, und dafür stellen wir Leute zum Putzen ein. Und in den 15 Euro pro Monat sind auch beliebig viele Cappuccinos, Espressos und Softdrinks enthalten. Letztendlich ist es also immer noch umsonst, und das Putzen ist weggefallen. Seitdem ist das Haus sehr beliebt.

SCHEYTT: Und sauber.

WIESEMANN: Genau. Man kann also wirklich ganz fantastisch da feiern. Anfangs habe ich gedacht, man macht so ein offenes Haus, wo man allen alle Möglichkeiten bietet und dann würde schon eine ganz bunte Atmosphäre entstehen und das Publikum kommt von alleine. Kommt kein Mensch, klappt gar nichts. Weil die Kreativen einfach nicht so sehr nach außen gerichtet sind. Die machen ihr Ding, aber die präsentieren sich nicht so. Das ist ja auch der Sinn

mitgebrachten Grund, Wenn die dann erst einmal überall rum und kriegen

von Galeristen: Galeristen helfen Künstlern sich zu vermarkten. So habe ich dann gelernt, dass das Modell nicht funktioniert. Wir hatten zum Beispiel auch immer viele Konzerte, wo dann auch immer nur Freunde und Verwandte von den Künstlern kamen. Dann habe ich an andere Orte angeguckt und festgestellt, dass da auch immer nur Freunde und Verwandte von den Künstlern kommen – solange die Künstler halt nicht berühmt sind. Wenn sie berühmt sind, ändert sich das. Daran habe ich gelernt, dass der Fehler nicht bei uns liegt, sondern dann ist es ein systematischer Fehler ist und ich habe überlegt, wie man den korrigieren kann und bin dann auf umgekehrte Veranstaltung gekommen. Wenn der Prophet nicht zum Berg kommt, dann kommt der Berg halt zum Propheten. Wir müssen Leute aus eigenem Grund ins Haus kriegen. Wir müssen also Leute kriegen, die sich sowieso schon treffen, weil irgendwer Geburtstag hat, Hochzeit feiert oder weil die Firma eine

Betriebsfeier angesetzt hat. Diese Leute haben also einen mitgebrachten Grund, deswegen kommen die zu uns. Wenn die dann erst einmal bei uns sind, dann laufen die überall rum und kriegen alles mit. Dann gucken die sich alle Bilder an, entdecken die Musiker und die ganzen Projekte, die im Haus laufen. Die Besucher müssten nur einmal kommen. Also haben wir Unmengen an Feiern jeder Art. Und das ist dann auch wieder das Finanzierungskonzept, dadurch kommt dann Geld ins Haus. Wir haben eine Gastronomie und wenn Buffets bestellt werden, können wir das Ganze finanzieren. Wir wären eigentlich auch schon im Plus, wenn ich nicht immer wieder neue Sachen machen würde. Aber es expandiert halt alles. Jetzt haben wir noch eine Ausstellungshalle und die Kreuzeskirche und vieles andere.

SCHEYTT: Ja, man sieht, dass hier ein Erfinder mit seiner Kreativität und mit Künst-



lern zusammen etwas neuartiges Kreatives entwickelt. Jetzt ist ja die Stadt durch das Programm Kreativquartiere, das im Kulturhauptstadtjahr entwickelt wurde, auch als weiterer koordinierender Akteur in die Nordstadt gekommen. Hat sich dadurch noch einmal etwas verändert? Braucht es so einen Moderator für ein Quartier oder ist es so, dass die Initiative eines Herrn Wiesemann eigentlich ausreichen würde?

WIESEMANN: Ich glaube, wir brauchen auf allen Ebenen geschickte Ideen und tolle Aktivitäten. Auf staatlicher Ebene, auf städtischer Ebene und auf privater Ebene. Wir können nicht einfach auf eine Ebene verzichten. Ich glaube, wir brauchen wirklich auf jeder Ebene Aktivitäten. Nur müssen wir uns überlegen, was für Aktivitäten. Ich plädiere sehr dafür, dass auf den übergeordneten Ebenen mehr so in Richtung Hilfestellung gedacht wird, ein bisschen reaktiv. Das ist natürlich für das eigene Ego nicht so

Konzerthaus zu bauen und eine Debatte darüber, ob ein Konzerthaus an dieser Stelle mit diesem Namen überhaupt noch das Richtige ist, um diesen Veränderungen gerecht zu werden." „Das Problem der Nachhaltigkeit ist, dass Sie die Quartiere nicht künstlich entwickeln oder fördern kön-

nen. Es muss in die Köpfe der Menschen vor Ort rein und im Idealfall werden wir dann in



toll, wenn man da unterstützt, wo bereits Projekte laufen. Es ist natürlich viel schöner, wenn man eigene Idee entwickelt und dann umsetzt. Aber besser ist es, glaube ich, ein bisschen zu gucken, wo sich schon etwas tut und diese Initiative dann zu unterstützen. Einen anderen Aspekt möchte ich auch noch mal betonen. Nicht jeder Bürger hat immer so eine eigene Meinung zu allem. Viele Leute gucken einfach, was so die allgemeine Meinung ist und übernehmen sie dann. Deswegen ist der Stempel von Autoritäten und die Anerkennung von der Stadt eine Riesenhilfe. Das hat auch nicht immer mit Geld zu tun. Einfach so die Anerkennung, sodass Leute, die ein bisschen unsicherer sind, sehen: „Mensch, das hat aber Hand und Fuß!“ Das ist wirklich eine Hilfe.

HOFFMANS: Das Unperfekthaus pflegt ja eine große Beliebigkeit zu haben, indem Sie keine qualitativen Kriterien haben, die Sie ansetzen, im Gegensatz zur ROTTSTR 5. Herr Dreher, Sie haben ja sicherlich einen sehr hohen Anspruch an Ihre Schauspielerinnen und Schauspieler und fördern durch Ihre Arbeit auch die Künste.

DREHER: Ja, das tun wir. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, nur mit so genannten klassisch ausgebildeten Schauspielern zu arbeiten. Man muss ja dazu sagen, dass wir inzwischen im Besitz einer Kindertheatergruppe sind und einer Jugendtheatergruppe. Der Kern unserer Sprech-Schauspielstücke für „Erwachsene“ besteht aber aus, wie wir finden, sehr gut ausgebildeten Schauspielern, die zu uns kommen, wenn sie gerade eine Lücke haben. Wenn sie gerade keine Arbeit haben, wenn sie mal wieder eine gute Kritik brauchen oder eine Gelegenheit, sich wieder jemandem zu zeigen. Viele spielen bei uns, um dann Dramaturgen anderer Häuser zu uns einladen und vorspielen zu können. Das ist eine wunderbare Symbiose, dass wir den Schauspielern genauso helfen können wie sie uns.

HOFFMANS: Sie tragen also auch zur Entwicklung der Schauspielerinnen und Schauspieler und auch der Regisseure bei?

DREHER: Das würde ich definitiv auf unsere Fahne schreiben, ja.

WIESEMANN: Das mit der Beliebigkeit würde ich ungerne so stehen lassen.

HOFFMANS: Wieso, 15 Euro muss ich geben und dann kann ich bei Ihnen ins Haus. Das nenne ich beliebig – wenn ich die 15 Euro habe.

WIESEMANN: Aber das ist eine Nichtbeliebigkeit vom Individuum her. Die Kreativen, die machen ja nicht etwas Beliebigen, sondern die machen etwas wo sie hinter stehen, aus richtig eigenem Antrieb. Das halte ich für sehr hilfreich und wichtig für die persönliche Entwicklung. Es gibt bei uns niemanden, der sagt: „Du bist gut und du bist schlecht.“ Insofern hat es schon eine Beliebigkeit, aber nicht so sehr in dieser negativen Konnotation.

HOFFMANS: Als letzte Frage an Sie, Herr Dreher, würden Sie jeden Schauspieler oder Schauspielerin einladen, der gerne kommen möchte und 15 Euro zahlt und das Gretchen spielen will?

„Bei einem Laden unserer Größenordnung wären wir ganz schön bescheuert, wenn wir unter unseren Arbeitsbedingungen keinen Spaß hätten.“

DREHER: Nein, natürlich nicht, das geht bei uns schon alleine nicht, weil nicht viel mehr als fünf Schauspieler gleichzeitig auf die Bühne passen. Aber es geht auch um etwas Zwischenmenschliches: Bei einem Laden unserer Größenordnung wären wir ganz schön bescheuert, wenn wir unter unseren Arbeitsbedingungen keinen Spaß hätten. Das haben wir natürlich anderen Theatern voraus. Es ist also vielleicht, wie Reinhard es sagt: Ich habe schwierige Kollegen schon in einigen Produktionen erlebt und ich nehme lieber den netteren Schauspieler als den komplizierteren und bilde mir ein, dass ich den netteren Schauspieler auch auf ein gutes Niveau kriege.

SCHEYTT: Wir haben in dieser Runde wiederum ganz verschiedene Ansätze gesehen, die in einem Kreativquartier Platz gegriffen haben. Einmal die Initiative eines Unternehmers in Essen, der Raum und Möglichkeiten zur Verfügung stellt, sodass sich Künstler frei entfalten können. In Bochum ein Theater, das schon von der Produktionsweise her eine gewisse Direktion erfordert. Beide Modelle haben in einem

Kreativquartier Platz. Das Wort Kreativquartier ist ja auch ein Marketing- oder zumindest ein Arbeitsbegriff. Er wurde aber heute in seiner Konnotation auch schon in Zweifel gezogen. Die Bezeichnung „Kreativkai“ wollte Frau Hegmann nicht als Titel für das Münsteraner Quartier haben, in dem sie als Künstlerin arbeitet. Herr Dreher hat gesagt: Wir können zwar in einem Kreativquartier angesiedelt sein, sind aber nicht Teil der Kreativwirtschaft. Sein Satz „Ein Theater ist für die Kunst da“ bekam hier Szenenapplaus.



ein paar Jahren überflüssig.“ „Die Freiraumbesetzung des DGB Hauses war die Initialzündung für vorbei-Reden und wie selbstverständlich sich das Miteinander auf einmal im Stadtraum „Kultur“ neu definiert,

das Kreativquartier.“ „Wenn Sie sich die Anfänge dieser Entwicklungen mal ansehen, auch dieses Aneinanderdenn sieht man diese Veränderungen. Die kann man aber nicht planen.“ „Man kann Freiräume schaffen. Man



Prof. Dieter Gorny

Geschäftsführer european centre for creative economy

Expertengespräch

Dieter Gorny hat im Zuge der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010 das Konzept der Kreativquartiere entwickelt und das european centre for creative economy, dessen Geschäftsführer er ist. Er gehört zu den Hauptakteuren der Kultur- und Kreativwirtschaft in Deutschland und NRW, insbesondere der Musikwirtschaft. So hat er die Popkomm und den Musiksender VIVA gegründet und ist heute Vorsitzender des Verbandes der Musikindustrie.

Dieter Gorny sieht Kreativquartiere als soziokulturelle Lernräume, die von den Impulsen einzelner Akteure oder auch Gruppen angeregt werden und nicht von oben herab geplant werden können. So hat eine Protestaktion junger Künstler beispielsweise das Kreativquartier in Essen vorangebracht, das Viktoriaquartier in Bochum ist auch aus Reaktionen auf die Planungen für das neue Konzerthaus entstanden. Die Quartiere entwickeln und bieten Freiräume und Freiheiten, um auf gesellschaftliche Veränderungen einzugehen und Kultur neu zu definieren. Sie bilden integrative Lernräume für alle Stadtbewohner.

Dem Ruhrgebiet attestiert Gorny ein besonders großes Entwicklungspotenzial, auch aufgrund der einzigartigen Spannung zwischen einer ausgeprägten Kulturlandschaft und dem verbliebenen Industriecharakter. Diese Umbruchsituation ist sehr attraktiv für Künstler, auch im Vergleich mit anderen sich zunehmend gentrifizierenden Metropolen wie Berlin oder Hamburg.



SCHEYTT: Jetzt diskutieren wir mit demjenigen, der wie kaum ein anderer für die Kreativquartiere in NRW steht, nämlich Dieter Gorny. Er hat das Konzept im Rahmen der Kulturhauptstadt entwickelt. Wir haben beide schon 1998 den ersten Kulturwirtschaftstag NRW in Essen initiiert. Damals war Bodo Hombach noch Wirtschaftsminister. So lange ist also die Kreativwirtschaft schon ein Thema hier in Nordrhein-Westfalen. NRW hat damals auch den ersten Kultur- und Kreativwirtschaftsbericht überhaupt in Deutschland veröffentlicht. Ohne Zweifel ist Nordrhein-Westfalen ein Vorreiter auf diesem Feld. Während andere Länder noch über die Bedeutung dieses Begriffs nachgedacht haben, wurden hier schon Konzepte in die Wege geleitet – und an diesen hatte Dieter Gorny wesentlichen Anteil.

HOFFMANS: Herr Gorny, sind Kreativquartiere ein No Go? Kann und sollte man die überhaupt planen? Sie haben jetzt so viel Erfahrung. Würden Sie sagen, hmm, habe ich was falsch gemacht?

GORNY: Nein, ich denke, wir haben es sehr richtig gemacht. Wir haben uns in der Kulturhauptstadt darüber unterhalten, wie wir diesen sehr ambitionierten Satz „Wandel durch Kultur“ so umsetzen können, dass, jetzt kommt ein noch ambitioniertes Wort, wirklich Nachhaltigkeit entsteht. Als Erstes haben wir bei unserer begrifflichen Debatte über Kultur gelernt, dass wir nicht an der Grenze des subventionierten Sektors stehen bleiben dürfen. Wir müssen auch die mit einbeziehen, die unter schwierigeren ökonomischen Rahmenbedingungen als die staatlich subventionierte Einrichtungen

Kunst und Kultur machen. Wir müssen die mit einbeziehen, wenn wir unsere Zukunft sichern wollen. Herr Dreher hat eben einen ganz wichtigen Satz gesagt: „Wir sind die Einstiegsdroge.“ Ich würde sagen, wir brauchen diese Drogisten in Kunst und Kultur, sonst haben bald wir ein Problem in unserer Region. Wenn Sie sich den typischen Altersdurchschnitt eines Konzerthauses angucken, sehen Sie, dass uns die Jungen, die wir für die zukünftige Gestaltung brauchen, weglaufen. An der Stelle sind Sie einen Schritt weiter in den kulturellen Bereichen, die nicht zum subventionierten Sektor gehören. Bereiche, die Aufmerksamkeit brauchen und in die Kulturpolitik mit einbezogen werden müssen, damit Zukunft entstehen kann. Wenn wir jetzt noch einen Schritt weitergehen, dann sind wir in der realen kreativwirtschaftlichen Szene,

muss am Ende nur dafür plädieren, Dinge auch laufen zu lassen und sie positiv zu unterstützen.“ „Wir gentrifizierung haben wir nicht, wir sind eine Riesenbaustelle.“ „Sie können es bezeichnen wie Sie

müssen diese neue Form erkennen und aufnehmen, das ist die Chance des Ruhrgebiets! Gentrifizierung wollen. Hier sitzen aber Menschen, die in ihrer Kultur- und Kunstproduktion extremere ökonomische Rahmen-

„Die Freiraumbesetzung des DGB Hauses war die Initialzündung für das Kreativquartier.“



Stichwort: Starlight Express. Wenn Sie sich im Rheinland umgucken, dann haben Sie z. B. Werbeagenturen, gestern hat hier in Düsseldorf Depeche Mode gespielt und ein paar Kilometer weiter Bruce Springsteen. Das ist richtige, kulturproduzierende Ökonomie. Das ist bei uns im Ruhrgebiet aber anders. Das Thema Gentrifizierung wird ein Problem sein, das wir in den nächsten 10 Jahren im Ruhrgebiet wahrscheinlich gar nicht haben werden. Im Gegenteil, wir brauchen die Aufmerksamkeit! Wir haben uns dann gesagt, es bringt ja nichts, wenn wir einfach Projektförderung anregen, wir müssen das im Stadtraum verorten, damit die Leute lernen, dass verschiedene Kräfte wirken müssen, wenn wir diesen Wandel durch Kultur schaffen wollen. Da müssen die Freien und die Subventionierten zusammenwirken.

Insofern ist ein Kreativquartier nichts anderes als ein kulturell-sozialer Lernraum. Das hat noch lange nichts mit Gentrifizie-

rung zu tun. Und die Kreativquartiere sind immer ganz unterschiedliche Lernräume. Herr Dreher mit der ROTTSTR 5 zeigt durch seine künstlerische Arbeit, dass wir diese Form von Theater brauchen und dass Kulturpolitik und Stadtentwicklung gut daran tun, den gesamten freien Szenen viel Aufmerksamkeit zu schenken, da sie ein sehr wesentlicher Träger unserer kulturellen Zukunft sind. Das mag jetzt in den großen kreativen Hubs wie Düsseldorf und Köln anders sein. Da betreiben Sie natürlich Bestandspflege, wenn Sie Medien und Werbung ohne Ende haben. Das ist aber nicht unser Problem im Ruhrgebiet. Wir arbeiten ja mit Wirtschaftsförderern zusammen, damit wir dahin kommen, uns positiv damit auseinandersetzen zu können, wenn sich diese „reale“ Wirtschaft ansiedelt und Stadt interessanter macht. Aber das war damals nicht Anspruch. Wir waren nicht die Ökonomiehauptstadt, sondern die Kulturhauptstadt.

HOFFMANS: Lassen Sie uns doch mal ganz praktisch vorgehen. Sie haben den Stadtplan der Stadt Bochum vor sich, der Stadt Duisburg, Marl, irgendeiner Stadt im Ruhrgebiet. Wo und wie entscheiden Sie, wo ein Kreativquartier hinkommt? Werfen Sie Münzen?

GORNY: Nein, wir konnten uns gar nicht entscheiden. Der entscheidende Impuls für das Quartier in Bochum war beispielsweise die Entscheidung, das Konzerthaus zu bauen und eine Debatte darüber, ob ein Konzerthaus an dieser Stelle mit diesem Namen überhaupt noch das Richtige ist, um diesen Veränderungen gerecht zu werden. Dann gab es Gespräche über die Achse zwischen Schauspielhaus und Jahrhunderthalle und wie man diesen Raum schrittweise so gestalten könnte, dass er sich kulturell verändert. Die Zukunftsakademie, der Katholikentagsbahnhof, übrigens auch mit einem privaten Investor, in dem sich die Ruhr Universität engagiert und in dem das



n.a.t.u.r. Festival stattfindet. Die Aufmerksamkeit auch für die Rottstraße und ein gewandeltes Konzept des Konzerthauses hin zu einem Musikzentrum – das ist dieses kreative Miteinander. Die Ministerin hat ja gesehen, wie auf einmal alle miteinander beim C60-Collaboratorium in der Rotunde sprachen. Sie können Kreativquartiere nicht künstlich erklären. In Essen war es so, dass es Herrn Wiesemann gab, einen ganz wichtigen Bestandteil. Und erst, als die Stadt in einer Ratsentscheidung dem Quartier den Stempel aufdrückte und sich für die Entwicklung entschied, spielten auf einmal die Folkwang Universität und das Atelierhaus eine Rolle. In Kreativquartieren entstehen neue Formen des Miteinanders, durch die diese Entwicklungen in Gang kommen. Das Problem der Nachhaltigkeit ist, dass Sie die Quartiere nicht künstlich entwickeln oder fördern können. Es muss in die Köpfe der Menschen vor Ort rein und im Idealfall werden wir dann in ein paar Jahren überflüssig. Aber so leicht ist es ja nicht. Wir

spüren ja hier immer noch die Gegensätze des Miteinanders, auch in dieser Debatte.

SCHEYTT: In Essen hatte es ja eine Initiative von jungen Künstlern im Rahmen der Kulturhauptstadt gegeben, die ein ehemaliges DGB-Haus besetzten und damit dagegen protestierten, dass die Kulturhauptstadt, wie sie sagten, sehr viele große Ereignisse machte, aber sie nicht fördere. War das die Initialzündung, an der die Stadt gesehen hat, dass Handlungsbedarf besteht?

GORNY: Die Freiraumbesetzung des DGB Hauses war die Initialzündung für das Kreativquartier. Wir haben uns ja dann eingeschaltet, um den Konflikt mit dem DGB zu lösen. Wir haben sogar überlegt, das Gebäude anzumieten, das ging aber wegen immenser Brandschutzbedingungen nicht. Diese Initiative hat dann eine freie Kirche bekommen. Aber die Besetzung war auf einmal die Initialzündung für dieses Problemfeld Nordstadt, das schon länger

bedingungen haben und wirtschaftlich abhängiger sind.“ „Bei einem guten Kreativquartier reden die ja alle mit-
höchstens den Baukonzern, Freiräume zur Verfügung zu stellen und billige Mieten anzubieten oder Ähnliches

einander. Und dann haben Sie Herrn Wiesemann als Investor und nicht irgendeinen Baukonzern. Sie überreden mehr.“ „Viele Leute aus Berlin sagen ganz offen, dass die Freiräume weniger werden. Die Chance des

„Man kann Freiräume schaffen. Man muss am Ende nur dafür plädieren, Dinge auch laufen zu lassen und sie positiv zu unterstützen.“



bestand, und die Überlegung der Weiterentwicklung. Damals entstand auf einmal die Idee auf der kulturpolitischen Seite der Stadt, bildende Kunst im weitesten Sinne dort anzusiedeln. Sie haben das bereits angesprochen: Qualität ist ja erst einmal eine Form von Milieubildung kultureller Art. Kulturelle Lernstätten können ja nicht Kunstförderung ersetzen. Vor allem kann ja auch nicht die Kunstförderung einer Stadt, wenn man so will, monopolistisch verordnet werden. Hier entsteht also eine ganz bestimmte Form von Stadtraum, von Miteinander lernen, um Kultur in Zukunft weiter als Hebel nutzen zu können, um unsere gesellschaftlichen Veränderungen in den Griff zu kriegen. Und insofern schließt das eine das andere an dieser Stelle nicht aus.

SCHEYTT: Kann man denn Milieus planen? Oder andersherum gefragt: Wenn man eine

Initiative erkennt, was kann die Politik tun, um diese Entwicklung voranzutreiben und weiter zu stärken, außer lediglich einen Stempel darauf zu setzen?

GORNY: Man kann Freiräume schaffen. Man muss am Ende nur dafür plädieren, Dinge auch laufen zu lassen und sie positiv zu unterstützen. Das ist bei uns relativ schwer; in Berlin gab es wohl viel Freiraum, da wurden einfach die Häuser besetzt. Bei uns scheint das schwieriger zu sein. Man kann also darauf aufmerksam machen, dass diese neuen Formen nicht-organisierter, freier, junger Kultur, die sich auch oft, Stichwort: „Spillover“, auf einmal in anderen Bereichen engagieren – kulturell im Bereich Klima, kulturell im Bereich Interkultur – Aufmerksamkeit bekommen und sie dann ein Bestandteil der Pläne zur Stadtentwicklung werden. Denn wenn das



nicht passiert, dann kann man Marketing machen und plädieren wie man will, dann wird nachhaltig nichts passieren. Das ist ja auch das Problem der Projektförderung: Sie machen da eine Kulturhauptstadt, fördern für zwei Jahre solche Initiativen – und danach ist Schluss. Dann ist aber das Problem nicht wieder weg.

Entscheidend ist aber, dass wir aus der Kulturhauptstadt mitgenommen haben, dass alle Anwesenden ein wesentlicher Faktor dieser Veränderung sind und dass man mit ihnen arbeiten muss. Das Kreativquartier in Bochum entbehrt ja nicht seine Bedürftigkeit, von der Stadt Unterstützung zu bekommen. Das ist ja kein Ersatz, sondern das ist ein Aufmerksamkeitsfaktor und es ist ein gegenseitiger Lernfaktor. Sie sprachen eben von der Evaluation solcher Prozesse. Wenn Sie sich die Anfänge dieser

Entwicklungen mal ansehen, auch dieses Aneinander-vorbei-Reden und wie selbstverständlich sich das Miteinander auf einmal im Stadtraum „Kultur“ neu definiert, dann sieht man diese Veränderungen. Die kann man aber nicht planen.

HOFFMANS: Ein Großteil Ihrer Überzeugungsarbeit müssen Sie bei städtischen Politikern leisten.

GORNY: Ich habe das eben noch im Vorgespräch zu Reinhard Wiesemann gesagt: Ja, leider. Das Problem ist, dass es die Dinge, über die wir reden, schon vorher gab: Rottstraße, die freien Szenen, gab es schon lange vorher. Diese neuen Formen von Kultur auch. Unsere Aufgabe liegt dann darin, für Aufmerksamkeit zu werben und sie integrativ in den kulturpolitischen Prozess mit einzubinden. Ich erlebe Anselm Weber nie als

jemanden, der sagt, ich schotte mich da ab. Dieses Miteinander mit der Kulturpolitik als Ganzes müssen wir entwickeln und beibehalten, wenn wir den Stadtraum spannend halten und unsere Zukunft nicht verspielen wollen. Wir müssen diese neue Form erkennen und aufnehmen, das ist die Chance des Ruhrgebiets! Gentrifizierung haben wir nicht, wir sind eine Riesenbaustelle. Und das ist interessant für junge Leute. Aber da müssen wir auch konsequent sein und sagen: „Baut mit.“ Wenn es um Kunstförderung geht, will ich mal sagen: Die beste Kunstförderung ist die, die der Künstler gar nicht mitkriegt. Er hatte nur auf einmal die Situation, dass er sich entfalten kann. Dann wäre der Prozess ideal.

SCHEYTT: Kunstförderung ist ein gutes Stichwort: Wir sollten noch einmal klären, wie die Kulturwirtschaft und die Kreativ-

Ruhrgebiets wäre es, seine Freiräume gezielt freizuziehen, zu nutzen, anzubieten, und billige Mieten Künstlerquartiere, die aber auch eben aus dem Impuls von Künstlern heraus entwickelt

und Ähnliches für Kunst- und Kulturschaffende zu ermöglichen.“ „Verfügung gestellte Räume für werden.“ „Ich glaube, der größte Hebel würde darin liegen, dass man daran arbeitet, die Wertschät-



„Wir müssen diese neue Form erkennen und aufnehmen, das ist die Chance des Ruhrgebiets! Gentrifizierung haben wir nicht, wir sind eine Riesenbaustelle.“

wirtschaft auf der einen und die Kunstförderung auf der anderen Seite zusammenhängen. Hier ist ja mehrfach Beifall geklatscht worden, wenn hier Künstler angesprochen wurden und es dann hieß: „Wir sind doch kein Teil der Kreativwirtschaft!“

GORNY: Sie können es bezeichnen, wie Sie wollen. Hier sitzen aber Menschen, die in ihrer Kultur- und Kunstproduktion extremere ökonomische Rahmenbedingungen haben und wirtschaftlich abhängiger sind. Diesen Bereich können Sie nennen, wie Sie wollen, aber Sie haben das eben selber gesagt: Das ist etwas anderes als ein Staatstheater. Und diese anderen Bereiche meine ich. Wir haben diese Bereiche, die wir so locker bezeichnen als diejenigen, die, um Kunst und Kultur zu machen, Geld verdienen müssen. Und dann haben Sie irgend-

wann den Bereich derjenigen, die Geld verdienen wollen, wenn sie Kunst oder Kultur machen. Das ist aber nicht unser zentrales Problem im Ruhrgebiet. Dieses Phänomen haben Sie vielleicht hier in Düsseldorf oder ähnlich großen Städten, deshalb sind wir ja bewusst aus dem engen Kulturansatz rausgegangen. Wir hatten in der Planungsphase der Kulturhauptstadt bereits die Studie der Ruhr Universität Bochum, die uns bestätigte, dass wir im Ruhrgebiet schneller älter und weniger werden als der Rest in Deutschland, trotzdem es nirgendwo mehr Konzerthäuser, Opernhäuser, Theater und Museen gibt als im Ruhrgebiet. Trotzdem laufen uns die jungen Leute weg. Wenn wir also Wandel durch Kultur wollen, dann müssen wir über diesen Bereich hinausgehen, das ist eigentlich eine ganz normale Entwicklung. Und wir stellen dabei die

Fakten dar und raten dazu, alle Sektoren der Kunst- und Kreativwirtschaft mit in den Diskurs einzubeziehen.

HOFFMANS: Wie ist denn Ihr Verhältnis zur Wirtschaftsförderung? Die müssten Ihnen doch die Füße küssen.

GORNY: Nein, um das ganz offen zu sagen, ich glaube, die Wirtschaftsförderer haben da ein Verständnisproblem. Wirtschaftsförderer denken in ökonomischen Strukturen und sagen: „Unternehmen braucht einen Raum, es zahlt Gewerbesteuer, das mache ich.“ Und dann haben sie ja auch die Brüche, beispielsweise in Hamburg, ich nenne das immer so die USM-Haller-Szene, wenn sie auf einmal diese Entwicklung im kommunalen Raum haben, sodass ihnen dann die Künstler zu Recht aufs Dach steigen,

weil sie sagen: „Ich bin jetzt hier nur das Vehikel für eine geschickte urbane ökonomische Entwicklung!“ Das ist aber das Gegenteil von Kreativquartier. Bei einem guten Kreativquartier reden die ja alle miteinander. Und dann haben Sie Herrn Wiesemann als Investor und nicht irgendeinen Baukonzern. Sie überreden höchstens den Baukonzern, Freiräume zur Verfügung zu stellen und billige Mieten anzubieten oder Ähnliches mehr.

SCHEYTT: Welchen Unterschied gibt es im Vergleich zu Berlin, Hamburg, München, wenn wir hier nicht nur Ruhrgebiet, sondern NRW als Ganzes mal sehen? Sind wir weiter in der Kreativwirtschaftsförderung oder sind die anderen weiter, vielleicht läuft das anderswo sogar ganz automatisch, weil die Leute dort hinkommen?

GORNY: Berlin ähnelt uns eigentlich in seiner urbanen Struktur. Berlin hat aber jetzt große innerstädtische Gentrifizierungsprobleme. Die ganzen Kreativen und Künstler beklagen sich, dass sie an den Rand gedrückt werden, weil sie die Mieten nicht mehr bezahlen können. Das sind ganz normale Prozesse, die mit dem Hauptstadteffekt zu tun haben. Hamburg als eine sehr tradierte Stadt hat diese Probleme schon immer gehabt. Da greift also sofort automatisch ein Ordnungssystem über eine waltende Ökonomie. Das ist unser Vorteil im Ruhrgebiet: Viele Leute aus Berlin sagen ganz offen, dass die Freiräume weniger werden. Die Chance des Ruhrgebiets wäre es, seine Freiräume gezielt freizuziehen, zu nutzen, anzubieten, und billige Mieten und Ähnliches für Kunst- und Kulturschaffende zu ermöglichen.

„Das heißt, die Kultur ist der Nachfolger der Rohstoffe und der Technologie.“ „Ich glaube, wenn wir wirklich daran glauben, dass Kultur bewegen und Antreiber von Wandel bis hin zur Ökonomie sein kann, dann müssen wir uns auch ins Zentrum der Debatte stellen und weg vom Ornament-

„Rahmenbedingungen – das heißt, Stadt und Politik müssen da-



HOFFMANS: Ja, aber Sie reden im Konjunktiv.

GORNY: Teilweise klappt es ja, aber teilweise auch nicht. Man merkt auf einmal, dass bei den Freiraumentwicklungen in den Kreativquartieren Bewegung reinkommt, weil sich das rumspricht. Wir haben nur auch immer noch Probleme, deshalb sage ich auch bewusst „könnte“. Wir müssen uns immer wieder klarmachen, dass, wenn wir einen Schritt rausgehen, die Probleme wieder anfangen. Diese Entwicklung ist ja kein Selbstläufer. Durch die Kulturhauptstadt haben wir ja einen ungeheuren Öffentlichkeits- und Akzeptanzschub be-

kommen, der aber sofort wieder nachlässt. Das heißt, wir müssen jetzt auch nach Methoden suchen, wie wir nach draußen bekannter machen, was hier passiert. Und wir müssen nach innen dafür werben, dass das passieren sollte. Dieses Bekannter-Machen ist kein Selbstläufer, das wissen alle in diesem Bereich. Ich setze einfach auf die pure Kraft des Faktischen: Dieser Rhein-Ruhr-Raum ist eigentlich der Ballungsraum. Ich habe das eben gesagt, ungefähr 20, 30 km auseinander spielte Bruce Springsteen mit knapp 40.000 Besuchern und Depeche Mode mit über 30.000 Zuschauern. Das finden Sie so in Berlin nicht. Geschweige denn diese ungeheure Vielfalt, die wir an

Kultur und Kunst haben. Und die Möglichkeit, das mitgestalten zu können, das ist, ich mache jetzt mal Marketing, der USP, der Unique Selling Point, dieser Region. Und den müssen wir rausstellen.

SCHEYTT: Herzlichen Dank an Dieter Gorny, dass er uns da noch mal Mut gemacht hat. Er wohnt ja in Essen und ist sicherlich auch weit über das Ruhrgebiet und Nordrhein-Westfalen hinaus ein guter Fürsprecher für die Kreativwirtschaft in Nordrhein-Westfalen.

Resümees der Diskutanten und offene Publikumsdiskussion

Das Resümee der Diskutanten gestaltet sich sehr differenziert: Es gibt allgemeine und konkrete Forderungen an die Stadtverwaltungen, das Land und auch die Wirtschaftsförderung, den wirtschaftlichen Fokus nicht zu sehr auf private Flächen zu legen, sondern langfristig mehr öffentliche Räume zur Verfügung zu stellen, Künstler in die Stadtentwicklung mit einzubinden, individuellere Projektförderung zu betreiben und den Antragsprozess so zu gestalten, dass Kulturschaffende in der Lage sind, die geforderten Zahlen und Angaben wahrheitsgemäß zu machen. Kultur, so die einstimmige Meinung, sei der Nachfolger von Rohstoffen

und Technologien und müsse ins Zentrum der gesellschaftlichen Debatten gestellt werden.

Offen blieben die Fragen, wie Städte auf Raumknappheit und Gentrifizierung reagieren sollen und wie ein differenzierter Austausch stattfinden kann, ohne den besonderen Charakter von Kunst aus den Augen zu verlieren.



für sorgen, dass eine Mischung von alten Gebieten und Industriegebieten beibehalten wird.“
Medien wissen nichts davon und sagen sich auch: „Warum soll ich da hin?“ Dann haben Sie auf einmal eine

„Wenn die Stadtentwicklung sagt: „Das ist jetzt ein kreativer Ort, das wird ein Medienpark!“ – und die Fachklinik oder Tagungszentrum in Ihrem Medienpark.“ „Ich finde es viel mehr von Vorteil, wenn befreundete

„Das heißt, die Kultur ist der Nachfolger der Rohstoffe und der Technologie.“



SCHEYTT: Jetzt möchten wir noch einmal alle Diskussionsteilnehmer fragen, was Sie der Politik ins Stammbuch schreiben möchten. Das ist ja so üblich beim Kulturpolitischen Dialog, bevor wir dann die Fragerunde mit dem Publikum eröffnen. Und ich möchte auch fragen: Was ist nach dem Eindruck dieser Diskussion wichtig, damit sich Künstler weiterhin frei entfalten können, auch jenseits der kulturwirtschaftlichen Perspektive?

HEGMANN: Einfach grundsätzlich weniger privatisierte Flächen, sondern vielmehr öffentliche zur Verfügung gestellte Räume für Künstlerquartiere, die aber auch eben aus dem Impuls von Künstlern heraus entwickelt werden. Die sagen: „Wir würden hier gerne arbeiten, können wir hier was haben?“ Und nicht das von oben darübergestülpte Modell. Das ist mein Wunsch.

DREHER: Ich habe das Gefühl, dass wir oft dafür bestraft werden, wenn wir eine feste

Adresse haben und eine Immobilie mieten. All das, was über Projektförderung gesagt wurde, trifft auch auf uns zu. Die Stadt ist da sehr kreativ darin uns sekundäre Hilfe zu geben und tut wohl gemerkt auch finanziell für uns, was sie kann. Aber gerade auf Landes-, und oft auch auf Bundesebene sind die Strukturen nicht da. Uns kann als Mieter einer Immobilie in Bochum kein Fördergeld zugesprochen werden. Diese Projektförderung ist alternativlos. Man muss uns leider finanziell helfen, wenn man uns noch haben will. Die Frage ist: Wie würde das besser gehen?

SCHEYTT: Also Sie meinen, dass die Miete auch Teil der Förderung wird?

HOFFMANS: Ja. Oder Inszenierungen.

DREHER: Das wäre ein Modell. Also für Inszenierungen gibt es natürlich die Projektförderung, aber wie kann man uns institutionell helfen? Die Stadt Bochum macht



es mit einem kleinen, wohl gemerkt dann fast schon eher symbolischen Betrag. Vonseiten des Landes, vonseiten des Bundes, glaube ich, gibt es noch kein Modell, um uns unter die Arme zu greifen.

WIESEMANN: Ich glaube, der größte Hebel würde darin liegen, dass man daran arbeitet, die Wertschätzung von Kultur zu erweitern. Ich glaube, Kultur ist im Moment so etwas Wichtiges, etwas Angenehmes. Es ist gesellschaftlich von Wert, es ist für die Lebensqualität von Wert. Aber ich glaube, es ist noch gar nicht klar, dass, aus meiner Sicht zumindest, Kultur der Nachfolger von Rohstoffen und Technik ist. Ich glaube, wir erleben im Moment speziell aus Amerika die ersten Produkte, die nicht mehr auf Rohstoffen oder auf Technik basieren, sondern auf der Gesellschaft, auf der Kultur: Facebook, Google – das sind gigantisch erfolgreiche Produkte, die nichts mehr mit Technologie zu tun haben. Das sind keine technischen Produkte. Das sind gesell-

schaftliche Produkte. Das sind Produkte, die nur in unserer westlichen Kultur überhaupt möglich werden. Das heißt, die Kultur ist der Nachfolger der Rohstoffe und der Technologie. Damit ist Kultur eben nicht mehr einfach nur was Nettes und Schönes, was unser Leben bereichert, sondern ist auch für die Wirtschaft wichtig. Ich meine, man muss an der Anknüpfung an die Wirtschaft arbeiten.

KIRKPATRICK: Vielleicht ein bisschen auch zur kulturpolitischen Schiene. Wir haben, glaube ich, über ein Kulturentwicklungsmodell gesprochen, das ein bisschen für das Ruhrgebiet Gültigkeit haben könnte. Aber Westfalen ist nicht das Ruhrgebiet. Ich glaube, hier müssen andere Strukturen und Wege ermittelt werden, um die Kultur zu unterstützen. Münster zum Beispiel befindet sich nicht in einem großen urbanen Zentrum. Um Münster herum ist es sehr ländlich. Bei den Städten in Ostwestfalen ist es sehr ähnlich. Wie Vernetzungen und

Kooperationen unter diesen „westfälischen Bedingungen“ geschaffen werden können, muss anders aussehen, als in Ballungsgebieten. Hier muss man auch eine differenzierte Kulturförderpolitik entwickeln.

GORNY: Ich will der Politik gar nichts ins Stammbuch schreiben, ich will uns etwas ins Stammbuch schreiben: Ich glaube, wenn wir wirklich daran glauben, dass Kultur bewegen und Antreiber von Wandel bis hin zur Ökonomie sein kann, dann müssen wir uns auch ins Zentrum der Debatte stellen und weg vom Ornament-Charakter der Kultur kommen. Das hat vor allen Dingen etwas damit zu tun, dass wir diese Vielfaltigkeit, dieses neue Miteinander diskutieren. Dann wird auch diese Entwicklung entsprechend Kraft bekommen. Dass, was Sie gerade sagten, geht auch in Münster. Es hat sehr viel mit Miteinander und nicht mit Nebeneinander oder Gegeneinander zu tun. Dadurch entsteht kulturelle Kraft. Das ist nicht auf die Strukturen im Ruhr-

Personen und befreundete Projekte sich immer gegenseitig beobachten, sich Tipps geben und so weiter, aber ganz Menschen, die zum Beispiel Malerei studiert haben, dann irgendwie in Kreativquartiere hetzt, aber

viele Wege gleichzeitig gegangen werden.“ *„Es kann dann letztlich doch auch keinen Sinn haben, wenn man dann letztlich nichts anderes auf sie wartet als prekäre Arbeitsverhältnisse.“* **„Das ist für mich**



„Rahmenbedi
dafür sorgen,
Industriegebi

ngungen – das heißt, Stadt und Politik müssen
dass eine Mischung von alten Gebieten und
eten beibehalten wird.“

gebiet limitiert, sondern grundsätzlich so. Dann entsteht auch ein kulturelles Lernen und darum geht es ja: Wir wollen diese neue Situation begreifen lernen. Insofern ist das eher ein Plädoyer an uns alle.

HEGMANN: Ich glaube, es gibt eine kleine Unterscheidung zwischen Westfalen und Nordrhein-Westfalen. Da sind solche Mentalitätsunterschiede, dass das Miteinander oder die offene Kommunikation in Münster ein Fremdwort bleibt. Es tut mir wirklich leid, aber es ist so.

SCHEYTT: Wir haben ja hier viele Münsteraner. Die werden jetzt bestimmt darauf reagieren.

HOFFMANS: Wir werden jetzt einfach die Diskussion freigeben für das Publikum und auch die Westfalen unter Ihnen sind aufgefordert mitzudiskutieren.

RAINER BODE (Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur): Ich möchte jetzt mal

als Münsteraner sprechen, gerade zu dem Hafengebiet. Ich bin unter anderem auch Sprecher der Initiative ZukunftHafen, die sich dafür einsetzt, diese Mischung zu erhalten. Es geht um die Frage nach den Rahmenbedingungen. Rahmenbedingungen – das heißt, Stadt und Politik müssen dafür sorgen, dass eine Mischung von alten Gebieten und Industriegebieten beibehalten wird. Die Gefahr in Münster besteht, dass das plattgemacht wird. Das ist und wird alles privatisiert, wie Frau Hegmann es gesagt hat. Wir sind dabei, diese Prozesse aufzuhalten, damit alte Industriegebäude stehen bleiben und zum Wohnen genutzt werden. Die Frage ist, wie weit Politik und Verwaltung sich daran halten und nicht nur die wirtschaftlichen Gesichtspunkte im Kopf haben, sondern auch Wohnraum im Blick haben. Da sollten sich alle einmischen. Bisher passiert da zu wenig, da hat Dieter Gorny schon Recht. Wir müssen ein stärkeres Selbstbewusstsein entwickeln. In Münster brauchen Verwaltung und Politik noch ein bisschen Nachhilfe.

SCHEYTT: Das war keine Frage, sondern ein Statement. Vielleicht kann ja sich die Stadtverwaltung Münster schon auf eine Antwort vorbereiten, die ist ja hier auch vertreten.

RALPH ZINNIKUS (Bezirksregierung in Düsseldorf): Ich vermisse in Ihrer Runde nicht Westfalen, ich vermisse das Rheinland. Und das vermisse ich also sehr deutlich. Es gibt ja bei den Westfalen immer so habituelle Zuckungen, dass das Rheinland irgendwie besser gestellt sei ... Wir haben das Problem der Gentrifizierung. Wir müssen Orte finden, wo Kunst sich entfalten kann. Das ist superhart – in Düsseldorf, in Köln und Aachen und selbst im Umland der Städte. Die Folgen von RUHR.2010, die für das Ruhrgebiet so positiv waren und sind, wie sich an diesen Quartieren zeigt, so etwas, so würde ich wünschen, müsste man auch auf diese großen Ballungsgebiete ausdehnen und deren Probleme in den Blick nehmen. Ich würde auch gerne wissen, was da in dieser Richtung angedacht ist?

SCHEYTT: Kann vielleicht Dieter Gorny etwas dazu sagen? Vielleicht gucken wir da einmal in die Vergangenheit: Der Media-park in Köln war ja eines der ganz großen Projekte, um einen Kreativort zu schaffen. Er wurde am Reißbrett geplant und Dieter Gorny hat ja dort auch als Mieter Erfahrung gesammelt und kann daher beurteilen, wie dieses Projekt abgelaufen ist.

GORNY: Ja, das hat mich nachhaltig geprägt, weil das so nicht geht. Wenn die Stadtentwicklung sagt: „Das ist jetzt ein kreativer Ort, das wird ein Medienpark!“ – und die Medien wissen nichts davon und sagen sich auch: „Warum soll ich da hin?“ Dann haben Sie auf einmal eine Fachklinik oder Tagungszentrum in Ihrem Medienpark. Nein, das ist klar, so geht das nicht. Ich stimme Ihnen zu, bei dem was Sie sagen. Ich habe ja nur aus der Perspektive der Kulturhauptstadt heraus versucht zu schildern, wie in diesem Erfahrungsraum Ruhrgebiet dieses Miteinander geht. Das können Sie auch in anderen Städten machen. Sie

haben überall unterschiedliche Rahmenbedingungen, aber eine ähnlich, nennen wir es mal so, inhaltlich prekäre Situation, was die Schaffung dieses Miteinanders und dieser Freiräume angeht. Sie haben in Düsseldorf vielleicht einen größeren Bruch, durch beispielsweise die Kunstakademie. Sie haben also eine enorm starke Stadt und „richtige Kreativwirtschaft“. Damit wird es noch schwerer, für diese freieren Bereiche Raum zu schaffen. Das ist aber auch in Düsseldorf wie im Ruhrgebiet ein politischer Prozess. Gerade in solchen urbanen Gebilden sind diejenigen, die die freien Räume besetzen sollen, nicht mehr so stark, dass sie automatisch Aufmerksamkeit bekommen. Sie müssen in den kulturpolitischen Prozess rein. Sie brauchen Herrn Wiesemanns Stempel. Und den muss man sich erstreiten.

SCHEYTT: Ich glaube, dass es sehr wichtig ist und dass wir heute deutlich gemacht haben, dass ein Lernen von verschiedenen Modellen in der Kreativwirtschaft sehr, sehr



auch die Definition von Kunst: Dass jemand etwas nicht mit Blick auf den Kunden macht, Kunst gesprochen wird, dann muss nicht wirklich ein vorzeigbares Ergebnis da sein.“ „Projektförderung zur Ent-

sondern weil er das eben selbst so will, wie er oder sie es gerade macht.“ „Wenn von Freiheit der Entwicklung eines Kreativquartiers ist aber der Versuch auf der Rolltreppe ein Ei zu legen.“ „Ich glaube, die inhalt-



„Projektförderung zur Entwicklung eines Kreativquartiers ist aber der Versuch auf der Rolltreppe ein Ei zu legen.“

sinnvoll ist. Das funktioniert auch schon auf der Landesebene. Aber ich glaube, ein Ergebnis dieser Runde hier ist, dass das noch stärker geschehen sollte. Dass eine Plattform geschaffen wird, wo man voneinander hört, was funktioniert und was nicht funktioniert, sodass dann auf der Seite der Landespolitik die Konzeptionen weiterentwickelt werden können. Das sollten wir als einen Punkt festhalten.

WIESEMANN: Den Gedanken würde ich gerne sehr unterstützen. Wir sind speziell hier in Deutschland sehr darauf geeicht, uns immer zu einigen. Also wir finden es ganz toll, wenn drei Leute zusammenkommen, sich einigen und ab sofort nicht mehr drei verschiedene Wege gehen, sondern einen gemeinsamen. Das ist nicht von Vorteil. Ich finde es viel mehr von Vorteil, wenn befreundete Personen und befreundete Projekte sich immer gegenseitig be-

obachten, sich Tipps geben und so weiter, aber ganz viele Wege gleichzeitig gegangen werden. Und dass es dann solche Gelegenheiten wie diese hier gibt, denn es ist auch eine staatliche Aufgabe, dass man voneinander erfährt, dass man sich sieht und austauscht: „Das ist bei dir gut gelaufen, das bei mir gut gelaufen“. Und das ist viel besser, als wenn man sich einigt und einen zentralen Weg geht.

CLAUDIA KOKOSCHKA (Kulturbüro Dortmund): Ich frage mich immer, wie bringt man denn eigentlich die Menschen, die jetzt in diesen Freiräumen Unterstützung bekommen, mit den Leuten zusammen, die wirklich die Kaufkraft haben, um das zu kaufen? Also ich denke, man muss da noch einmal sehr stark differenzieren: Ob jemand malt oder Games entwickelt, ist ein großer Unterschied. Das sind ja zwei völlig verschiedene Dinge. Der eine kann sicher-

lich sehr gut in, sagen wir mal, kommerzielle Zusammenhänge eintauchen, der andere braucht jemanden, der diese Kunst kauft. Und das ist extrem schwierig in so einem Raum wie dem Ruhrgebiet. Daher bin ich immer sehr interessiert an guten Ideen wie denen von Herrn Wiesemann, der ja vielleicht noch als Erster der Idee nachgegangen ist, wie man die Leute zusammenbringt. Es kann dann letztlich doch auch keinen Sinn haben, wenn man Menschen, die zum Beispiel Malerei studiert haben, dann irgendwie in Kreativquartiere hetzt, aber dann letztlich nichts anderes auf sie wartet als prekäre Arbeitsverhältnisse. Wie kann man da helfen? Und da schließt sich noch eine Frage an: Muss es nicht eigentlich eine Brücke zur Wirtschaftsförderung geben? Denn ich habe den Eindruck, dass die klassische Wirtschaftsförderung immer sagt: „Ja, wenn die richtig gut sind, können die sich auf dem Markt behaup-

ten!“ Und dann erst coachen sie die oder machen Business Pläne oder so was. Aber bevor diese Künstler erst einmal diesen „Starthopser“ machen können, brauchen sie doch ganz oft ein bisschen Kapital, das dann eben vielleicht auch Risikokapital ist, denn es kann ja auch schief gehen und dann ist das Kapital weg. Wie geht man also mit diesen Fragen um?

WIESEMANN: Sie haben jetzt mehrere Punkte angesprochen. Zunächst einmal meine ich, dass ein ganz wichtiger Aspekt ist, dass man die richtige Dimension findet, wenn man Projekte macht. Jeder von uns hat eine bestimmte Dimension, in der er oder sie Projekte machen kann, ohne irgendwo anknöpfen zu müssen. Also auch ein Hartz IV Empfänger hat die Möglichkeit, in einer bestimmten Dimension Sachen machen zu können. Ich finde es zunächst sehr erstrebenswert, erst einmal

in der eigenen Dimension zu bleiben, weil man da sehr frei machen kann, was man will. Das ist für mich auch die Definition von Kunst: Dass jemand etwas nicht mit Blick auf den Kunden macht, sondern weil er das eben selbst so will, wie er oder sie es gerade macht. Erst danach zeigt man sein Werk und kommt dann zur zweiten Frage: Wie kann es verkauft werden? Für mich ist das eine Frage der Sichtbarkeit. Also zunächst einmal muss der Künstler oder die Künstlerin etwas aus sich heraus schaffen, ohne Marktforschung oder irgendwelche anderen zu fragen, das Werk muss einfach von innen herauskommen. Dann ist es ein Kunstwerk. Erst dann muss es sichtbar gemacht werden. Und da brauchen wir Strukturen, die ermöglichen, dass man sichtbar wird, ohne dass man wer weiß, wie viel dafür zahlen muss. Dafür funktioniert das Unperfekthaus eigentlich sehr gut, weil das Publikum, die potenziellen Käufer, ein

Interesse daran haben, etwas Neues zu sehen und einen schönen Tag, einen schönen Abend zu haben. Das klappt, wenn man denen eine richtig tolle, bunte Atmosphäre schafft, in der ganz viele Leute, die innerlich motiviert ihre Sachen gemacht haben, ihre wirklich echten Produkte, die Bilder oder was auch immer, präsentieren und man diesem Publikum dann vermittelt, dass sie hier als Gäste, als potenzielle Käufer, herzlich willkommen sind und sie ihre mitgebrachten Gründe, Geburtstage, Hochzeiten und so weiter, feiern können und einen schönen Abend hier haben können. Dann entdecken die nebenbei die ganzen Werke. Das halte ich an sich für einen sehr angenehmen Weg und ich glaube, das funktioniert auch.

HEGMANN: Ich muss einmal ganz kurz darauf eingehen, weil ich das so nicht stehen lassen kann: Wenn von Freiheit der Kunst gesprochen wird, dann muss nicht wirklich



liche Kompetenz kann nur die Kultur haben.“ „Ich sehe für mich als Kunsthallenleiterin auch das Problem, das Sie gerade beschrieben haben: dass die Wirtschaftsförderung die Kultur immer mehr aus dem Marketingbereich betrachtet und mit uns nicht über unsere Bedürfnisse

Problem, das Sie gerade beschrieben haben: dass die Wirtschaftsförderung die Kultur immer mehr aus dem Marketingbereich betrachtet und mit uns nicht über unsere Bedürfnisse

„Wir gehen also im Bereich der harten Kreativwirtschaft eher runter, wir haben eine andere Ausgangslage.“



ein vorzeigbares Ergebnis da sein. Kunst hat mit so viel mehr zu tun, mit Recherche, mit Entgrenzung und nicht sichtbaren Ergebnissen. Und in dem Augenblick, auch wenn das nicht richtig zum Thema Künstlerquartiere passt, steht die Frage nach Honoraren für Künstler im Raum. Was ist, wenn die Praktika machen oder kuratorisch tätig sind? Das wird alles nicht entlohnt. Deswegen ist es nur ein winziger Ausschnitt der Kunst, wenn Sie jetzt den Aspekt der Abbildung nennen. Das ist, was vorzeigbar ist und was gekauft werden könnte, aber das ist eben nicht alles.

JÖRG OBEREINER (Kulturpolitischer Sprecher, B90/Die Grünen): Ich mache für die Grünen Kulturpolitik im Ruhrgebiet und habe eine Frage zu den öffentlichen Fördermöglichkeiten: Ich habe schon mitgenommen, dass es auch auf Künstlerseite Bedarf gibt, aber dass es eben auf der anderen Seite auch die Erwartung gibt, einen gewissen Freiraum zu haben. Inwieweit deckt sich denn die Systematik von öffentlicher Förderung mit diesem Bedürfnis? Die Kul-

turfördermittel werden immer jährlich bewilligt, zum Teil jetzt in der Mitte des Jahres. Dafür müssen jedes Jahr neue Anträge gestellt werden, zum Teil sehr umfangreiche Anträge, und diese Anträge müssen sich dann auch in ihrer Systematik den unterschiedlichen Ministerien anpassen. Inwieweit müsste also eine andere Förderkultur auf öffentlicher Seite entwickelt werden?

VOLKER BANDELOW (Leitung Referat Kultur, Gelsenkirchen): Vielleicht macht das Sinn, wenn ich meinen Redebeitrag direkt daran anschließe. Ich möchte in Richtung Politik appellieren, sich noch einmal deutlicher zu überlegen, welche unterschiedlichen politischen Instanzen bei dem Thema Kreativquartiere angesprochen und eingebunden werden müssen. Da ist ja einmal das Kulturministerium, das sich momentan mit großem, dankenswertem Engagement reinhängt. Kreativquartiere sind aber auch immer ein Thema von Stadtentwicklungsministerium und Wirtschaftsförderung. Diese drei Instanzen ticken in völlig anderen Rhythmen und es wäre wirklich drin-

gend zu empfehlen, diese noch mehr zu synchronisieren. An der Stelle ist es dann gut, wenn man sich zusammensetzt und anschließend den gleichen Weg geht und nicht unterschiedliche.

Das Problemfeld in den Kreativquartieren sind die Fragen der Nachhaltigkeit und der Projektförderung. Wenn wir einen Stadt- raum entwickeln wollen – das ist beim Thema Rottstraße ja sehr schön deutlich geworden – brauchen wir einen sehr langen Atem und auch Projektgelder oder Mittel, die langfristige Strukturen und Rahmenbedingungen – und das sind oft auch Immobilienprojekte – ermöglichen. Wir als „Kulturleute“ sind, abgesehen von den Stadtinstitutionen, es eher gewohnt, über Projektförderung finanziert zu werden. Projektförderung zur Entwicklung eines Kreativquartiers ist aber der Versuch auf der Rolltreppe ein Ei zu legen. Da warne ich vor.

KIRKPATRICK: Vielleicht ist das Problem, wie Sie gerade sagen, dass die Kulturschaffenden mehr miteinander sprechen müs-

sen, auch aus ihren Unterschiedlichkeiten heraus. Ich sehe für mich als Kunsthallenleiterin auch das Problem, das Sie gerade beschrieben haben: Dass die Wirtschaftsförderung die Kultur immer mehr aus dem Marketingbereich betrachtet und mit uns nicht über unsere Bedürfnisse spricht, uns aber instrumentalisiert, um Stadtentwicklung zu betreiben und damit angeblich die Kultur unterstützt.

DREHER: Ich wollte Ihnen zustimmen, dass Antragstellungen ohnehin immer etwas Horrendes sind. Für Autodidakten wie wir das in 80, 90 Prozent aller Fälle sind, ist dieses Prozedere einfach sehr, sehr schwer und erfordert immer ein sich gegenseitiges Belügen. Davon nehme unsere Institution natürlich aus, aber viele sind gezwungen, Zahlen zu erfinden und die Empfänger dieser Zahlen glauben sie genauso. Das hat zur Folge, dass man sich dann anhand eines Projektantrags letztlich selbst institutionell fördert. Und das ist schmerzhaft.

Auf der anderen Seite ist es so, wie Frau Dr.

Kirkpatrick auch sagt: Ich habe oft das Gefühl, dass wir gezwungen werden, uns des Selbstzwecks wegen zu vernetzen und wir gerne auch mit Institutionen zusammengesteckt werden, die überhaupt nichts mit uns zu tun haben, weil man sich einfach wünscht, wir mögen uns vernetzen. Davor möchte ich natürlich warnen, denn dadurch geht Eigenidentität verloren. Aber ich denke, das ist auch allen in diesem Raum wahrscheinlich auch schon vorher bewusst gewesen.

GORNY: Vielleicht noch einmal zur Ausnahme-situation der Kulturhauptstadt: Volker Bandelow hat gesagt, dass alle großen Projekte, die dann zu Kreativquartieren wurden, mit beispielsweise dem Bauministerium gemeinsam entwickelt worden – sei es das Dortmunder U oder das Musikzentrum in Bochum. Da war allen sehr wohl klar, dass das ohne Kooperationen nicht geht. Wichtig ist mir nur eins dabei: Ich glaube, die inhaltliche Kompetenz kann nur die Kultur haben. Damals, als ich noch in der Musikschule war, habe ich mich oft darü-



lich die Kultur unterstützt.“ „Viele sind gezwungen, Zahlen zu erfinden und die Empfänger dieser selbst institutionell fördert.“ „Kultur ist nicht mehr Ornament, sondern Zentrum der gesellschaftlichen Entwick-

Zahlen glauben sie genauso. Das hat zur Folge, dass man sich dann anhand eines Projektantrags letztlich lung. Darin steckt eine Chance, aber man muss natürlich auch konfliktfreudig sein und rausgehen.“ „Wir gehen



„Ich glaube, die inhaltliche Kompetenz kann nur die Kultur haben.“

ber geärgert, wenn das Jugendamt zum Beispiel plötzlich sagte: „Ich mache jetzt Musikunterricht!“ Wir sind doch eigentlich die Fachinstitution dafür! Deshalb finde ich es wichtig, dass die Kultur, wenn wir über kulturelle Prozesse sprechen, auch die Führung haben muss, gerade wenn es zu strittigen Fragen kommt: Wann wird es kommerziell? Was ist Ökonomie und was nicht? Das kann man nur aus diesem Bereich heraus steuern, sonst wird diese Entwicklung sehr schnell sehr diffus. Insofern stimmt es, dass wir diese Übergänge und Kooperationen zwischen den Institutionen brauchen, denn wenn es wirklich Ökonomie wird, hat die Wirtschaft Instrumente der Wirtschaftsförderung, die sie da ansetzen kann. Wir brauchen für jedes große Vorhaben auch den Stadtentwicklungsbereich. Aber der kulturelle Kern, der auch aus der Kulturhauptstadt heraus entstanden ist, der muss im Zentrum dieser gesellschaftlichen Entwicklung stehen. Das hat nicht nur

etwas mit Aufmerksamkeit zu tun, sondern auch mit einem ganz anderen Selbstbewusstsein. Als ich das erste Mal bei Oliver Scheytt war, kam ich gerade aus London von einer Creative Economy Konferenz, bei der die Kulturministerin in England, Tessa Jowles, eine gigantisch tolle Rede über diesen Wechsel gehalten hat. Ich fand das sehr faszinierend und fragte mich, warum das niemand in Deutschland diskutiert. Kultur ist nicht mehr Ornament, sondern Zentrum der gesellschaftlichen Entwicklung. Darin steckt eine Chance, aber man muss natürlich auch konfliktfreudig sein und rausgehen. Deshalb würde ich sagen: Ja, wir müssen alle zusammenarbeiten, aber die Kultur sollte da die Spitze dieses Entwicklungsprozesses bilden, weil die auch die Kompetenz hat, das entsprechend sauber zu diskutieren.

BERTRAM MÜLLER (tanzhaus nrw): Eine Frage an Herrn Gorny: Sie sagten vorher,

dass Gespräche zwischen der Kultur und der Industrie schwierig sind oder gar nicht stattfinden. Wie kann dieser Dialog zwischen der Industrie, der Kreativindustrie und den Künsten verbessert werden? Die Kulturindustrie oder Kreativindustrie, hat ja einen Umsatz von 180 Milliarden Euro, die Subventionen liegen bei ungefähr 9 Milliarden Euro, sind also weniger als 5 Prozent. In jedem Industriezweig ist 5 Prozent Innovations- und Entwicklungsförderung eigentlich relativ wenig.

Wenn man schon einmal in den Kategorien „Industrie“ und „Kreativwirtschaft“ redet, könnte man auch die ganze Kulturförderung unter diesen Gesichtspunkten betrachten. Und wenn man dann bedenkt, dass das Kunstschaffen selber ein minimaler Teil der Kulturwirtschaft ist, da öffentliche Förderungen ja hauptsächlich in die Kulturförderung und Kulturerhalt fließen, dann erkennt man wie wenig eigentlich von



Staats und auch von Industrie wegen gefördert wird, beispielsweise in der innovativen Entwicklung der Filmindustrie, wo die Schauspieler gebraucht werden, et cetera. Wie kann man also diesen Dialog, der in den USA und in anderen Ländern viel intensiver ist und traditionell bei uns eher mit Distanz und Kritik oder auch teilweise eher schamhaft geführt wird, so in Gang bringen, dass das kulturelle Profil Deutschlands und auch die Auffassung von Kunst nicht leidet, aber gleichzeitig ein kritischer Dialoge geführt werden kann?

GORNY: Das kann man, nur ist das hier der falsche Platz. Wir müssen dann in ein anderes Ministerium gehen und darüber sprechen, wie wir innovativen ökonomischen Mittelstand mit dem Innovationspotenzial durch entsprechende Systeme mit großer Industrie vernetzen, damit dieser Innovationstransfer zustande kommen kann. Darüber unterhalten wir uns ja auch grund-

sätzlich im Bereich der Kreativwirtschaft, das hat jetzt nur wenig mit dem heutigen Thema zu tun.

Das sind Bereiche, die sicherlich zutreffend für Nordrhein-Westfalen sind und weniger fürs Ruhrgebiet. Wenn wir jetzt im Ruhrgebiet sind, kann man beobachten, wie eine große Kreativbranche, der Journalismus schrumpft – der WAZ-Konzern hat jetzt nahezu 500 Leute entlassen. Wir gehen also im Bereich der harten Kreativwirtschaft eher runter, wir haben eine andere Ausgangslage. Aber Innovationstransfer oder ähnliche Themen haben wir ja versucht beim Forum d'Avignon Ruhr anzusprechen. Da war RWE im Bereich Energie da und Google. Das sind wichtige Momente, die im Grunde genommen versuchen, das, was beispielsweise in der Games Factory in Mülheim entwickelt wird, als Innovationspotenzial in die harte Wirtschaft rüberzubringen. Das sind aber andere Transportsysteme

also im Bereich der harten Kreativwirtschaft eher runter, wir haben eine andere Ausgangslage.“ „Da der einen und Ökonomen auf der anderen Seite und auf einmal entstehen ganz viele Kontak-

machen sie dann so ganz simple Sachen wie Speed Dating; da sitzen dann Innovatoren auf te und ganz viele ökonomische Ideen.“ „Was ist denn da eigentlich, was hat sich denn da eigentlich



„Was ist denn eigentlich auf für Initiativen

und andere Transformationsprozesse. Heute reden wir über ganz einen bestimmten kulturellen Prozess. Das, was Sie ansprechen, gehört dazu, ist aber auch immer ein Beispiel dafür, dass man sich dem Thema immer von zwei Seiten nähern kann und muss. Wir kommen hier heute sehr deutlich und ganz bewusst von der kulturellen Seite.

SCHEYTT: Aber was wäre dann die Forderung an das Wirtschaftsministerium?

GORNY: Ich habe keine Forderung. Frau Nussbauer vom Wirtschaftsministerium sitzt ja da und weiß um diese Prozesse. Darüber wird geredet und man versucht mit guten Projekten diesen Innovations-transfer so zu organisieren. Wir hatten das beispielsweise letztes in der Kooperation mit Maastricht und Limburg, da ging es um den Designbereich: Da machen sie dann so ganz simple Sachen wie Speed Dating; da sitzen dann Innovatoren auf der einen und Ökonomen auf der anderen Seite und auf

einmal entstehen ganz viele Kontakte und ganz viele ökonomische Ideen. Das sind jetzt aber eingefahrene Mechanismen, die Sie in der wirtschaftspolitischen Debatte und in der kreativwirtschaftlichen Debatte entsprechend einsetzen müssen. Das ist auch nicht unbedingt ein Problem der Wirtschaftspolitik, das ist auch ein Problem der Unternehmensöffnung der Großen. Was beispielsweise die RWE-Stiftung letzte Woche erzählt hat, dieses Selbstverständnis von „Ich muss ja als Klimaunternehmen oder als Energieunternehmen ...“, das ist nicht überall ausgeprägt. Gerade bei großen industriellen Komplexen haben Sie immer die Schwierigkeiten, sich für diese innovativen Kleinen so zu öffnen, dass dabei wirklich etwas Neues entstehen kann. Große Komplexe haben nun einmal das Problem, dass sie so groß und unbeweglich sind und dann entsprechend auch ins Straucheln kommen können. Durch die gesamte Digitalisierung entwickelt sich das zwangsweise, dass da Dinge überein-

ander gehen und konvergent werden. Das sind spannende Diskussionen, wahrscheinlich für ein anderes Haus und einen anderen Samstag. Deshalb würde ich da auch ungern abschweifen, sonst verlassen wir wieder die Kultur und hören dann wieder nur: „Ich habe doch gewusst: Das ist alles kommerziell, da sollte man sich nicht drum kümmern!“

ANDREA KNOBLOCH (Künstlerin): Ich bin Mitglied im Vorstand des Deutschen Künstlerbunds. Ich wollte doch noch einmal dieses Bild des bildenden Künstlers, das hier heute konstruiert wurde, ein bisschen erweitern. Es ist ja keineswegs so, dass die bildenden Künstler in ihren Ateliers sitzen, und dann einen bestimmten Output an Produkten ausstoßen und dann natürlich wiederum ein Publikum brauchen, das diesen Output kauft. Es gibt eher eine unglaubliche Bandbreite an künstlerischen Vorgehens- und Arbeitsweisen, die eben keineswegs alle marktorientiert sind und auf dieses

da eigentlich, was hat sich denn da gefächert, was gibt es denn eigentlich und Projekte?“

Endprodukt hinarbeiten. Für solche künstlerischen Projekte, die meistens auch nicht die mediale Aufmerksamkeit bekommen, die sie verdienen, ist es natürlich weiterhin ausgesprochen kompliziert: Ich rede von Projekten, die dialogisch mit Kommunen entstehen, mit Innenstadtquartieren, mit Bewohnerinnen und Bewohnern – solche Projekte aufzustellen und zu finanzieren ist sehr schwer. Ich kann das aus eigener Erfahrung sagen, weil ich zusammen mit Oliver Gather gerade in Düsseldorf ein Projekt an den Start gebracht habe, das sich um einen städtischen, öffentlichen Raum kümmert, den Worringer Platz. Wir haben drei Jahre lang daran gearbeitet, eine Finanzierung für dieses Projekt aufzustellen. Und da würde ich mir wünschen, dass man dieser Versuchung, die bildende Kunst immer in diesen unternehmerischen Produktionszusammenhängen zu betrachten, etwas weniger nachgibt und auch mal guckt: „Was ist denn da eigentlich, was hat sich denn da eigentlich aufgefüchert, was gibt es denn

eigentlich für Initiativen und Projekte?“ Anna Witt wurde vorhin genannt, die macht ein Projekt im Rahmen einer Kunstaussstellung. Das sind ganz andere Bedingungen und Zusammenhänge, die geschaffen werden müssen und dann auch wieder sehr viel mit Kommunikation zu tun haben. Ich finde, das ist ein Punkt, über den es sich nachzudenken lohnt, weil in solchen Ideen, die vielleicht nicht in Systemen, Projekten und Renditen denken und arbeiten, sehr viel Kraft steckt, da sie gerade im Kern auch dieses Innovationspotenzial haben, was die Gesellschaft verbessert und nicht nur die ökonomische Situation.

HOFFMANS: Vielen Dank für Ihre Anregung. Sie, Frau Hegmann, hatten das ja auch schon einmal kurz angedeutet, dass mehr in diese Richtung gedacht werden muss.

FRIEDERIKE VAN DUIVEN (Künstlerin): Ich bin Vorsitzende des Bundesverbandes Bildender Künstlerinnen und Künstler in



*aufgefächert, was gibt es denn eigentlich für Initiativen und Projekte?“ „Natürlich haben die Städte auch
ler kaum noch Ateliers oder Räume für Projekte oder andere Strukturen.“ „Macht doch das so wie es jetzt*

*selber ein riesiges wirtschaftliches Problem, deshalb wird der Raum immer knapper und deshalb finden die Künst-
ist, dann geht das auch ohne Geld.“ „Wenn es schick wird, wird es teuer und dann muss man*



„Wenn es schick wird, muss man gehen – eigentlich nicht sein.“

wird es teuer und dann aber das kann doch



Nordrhein-Westfalen und möchte noch einmal darauf hinweisen, wie wenig Freiraum, im wahrsten Sinne des Wortes, in den Metropolen – das heißt: in Köln und Düsseldorf – tatsächlich für die Kolleginnen und Kollegen da ist und welche Probleme wir mit der Privatisierung und vor allen Dingen auch mit der wirtschaftlichen Ausrichtung der Städte haben. Natürlich haben die Städte auch selber ein riesiges wirtschaftliches Problem, deshalb wird der Raum immer knapper und deshalb finden die Künstler kaum noch Ateliers oder Räume für Projekte oder andere Strukturen. In Köln bin ich selbst in einem Atelierbeirat, so ähnlich wie Frau Kirkpatrick, und wir haben das Problem, dass wir international renommierte Künstler haben, die nach Köln kommen wollen und die für uns ganz wichtig sind – und können ihnen einfach keine Räume anbieten können. Das ist ein Riesenproblem. Auf der anderen Seite haben wir Künstler, die Projekträume generieren in denen andere Künstler ausstellen. Ich selber bin in

einer Initiative, die ein Zentrum für zeitgenössische Kunst an den Start bringen will, in dem wir Künstler, beispielsweise aus Münster, einladen können, in dem wir zusammenarbeiten können oder einfach andere Projekte machen können.

Uns ist auch der Raum verloren gegangen, weil die Stadt Köln, banal ausgedrückt, das nicht auf die Reihe kriegt. Das heißt, in der Kommune klappt es einfach nicht mehr so, wie es sein sollte. Und da müsste das Land in irgendeiner Form Einfluss nehmen oder Strukturhilfen geben, sodass diese Prozesse wieder besser laufen.

RAINER BODE (Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur): Ich begreife, dass es verschiedene Modelle sind und unterschiedliche Finanzierungsarten, aber wir müssen aufpassen, dass da nicht eines zum Maßstab wird. Wir streiten uns ja manchmal, Reinhard Wiesemann, nach dem Motto: „Es geht alles kostenlos, ohne Subven-

tionierung!“ Das möchte ich wirklich noch mal festhalten: Es gibt unterschiedliche Formen und Modelle, die einen brauchen Subventionierung, Förderung, Unterstützung und Geld, die anderen nicht. Nicht jeder kann sich ein Atelierhaus kaufen, das ist auch mit Herausforderungen verbunden. Wir brauchen nicht ausschließlich eine Politik nach dem Motto: Macht doch das so wie es jetzt ist, dann geht das auch ohne Geld. Und noch einmal ein anderes Zitat, bei dem man immer denken könnte, das käme von uns aus der Soziokultur. „Kulturpolitik wird mit einer eher elitären Hochkultur in Verbindung gebracht, die vor allem auf traditionelle Werte und den öffentlichen Kulturbetrieb mit einer kulturellen Infrastruktur setzt.“ Vielleicht als Appell an die Kulturpolitik, ihr Image zu verändern. Das kommt, wie gesagt nicht von uns, Christoph Backes hat das als Empfehlung der Kulturwirtschaft gesagt.

HEGMANN: Ich habe nur einen kleinen

Eindruck gewonnen: Ich habe die Befürchtung, dass der zunehmende Reichtum von Städten vielleicht sogar zu einer Spaltung führt. Ich habe nach dieser ganzen letzten Runde das Gefühl, dass die Möglichkeiten im Rheinland oder in Westfalen, in Münster, vor andere Probleme gestellt werden, als die Künstler im Ruhrgebiet. Das sind so strukturelle Probleme und auch stadtpolitische Problematik, sodass ich fast sagen würde: „Wenn es schick wird, wird es teuer und dann muss man gehen“ – aber das kann doch eigentlich nicht sein.

KIRKPATRICK: Das wurde doch von Herrn Bode auch angesprochen. Wenn die Politik eine Kunst- und Kulturförderung entwickelt, darf das nicht wie eine Excel Tabelle funktionieren. Kultur lebt von Differenzierungen, manchmal ambivalenten Situationen. Die Politik muss sich darauf einlassen. Es reicht nicht, nur eine Lösung anzubieten. Wie Städte oder Gemeinden Kultur fördern, kann durchaus anders aussehen, als eine

Landesförderung. Es ist klar, Politik ist da, um Gemeinsamkeiten zu schaffen, aber wenn man die Individualität und die Einmaligkeit der künstlerischen Produktion bei der Entwicklung einer Kulturförderung aus dem Auge verliert, dann wird keine lebendige Kulturlandschaft entstehen.

SCHEYTT: Frau Hegmann hat gerade gesagt: „Vielleicht ist es so: ‚Wenn es zu schick wird, muss man gehen.‘“ Sie sind alle geblieben. Das ist ein deutliches Zeichen dafür, dass es bei uns nicht zu schick war. Und ich kann auch nach den Erfahrungen der letzten Dialoge festhalten, dass dieser Dialog die Problematiken sehr differenziert dargestellt hat: Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein Dialog: „Logos“, das Wort, „Dia“, zweifach. Es war sogar nicht nur ein Zwiegespräch mit nur zwei Positionen. Meistens hat man noch weitere schillernde Farben der Debatte entdecken können. Das ist zuerst einmal allen Anwesenden zu danken. Sie haben so wunderschöne

Fragen und Positionen markiert. So wurde etwa betont, dass die Kunst nicht einfach in Zweck für kreative und ökonomische Dinge gesetzt werden darf, sondern dass wir es immer auch mit gesellschaftlichen Prozessen zu tun haben. Gerade in Quartieren spielen sich ja gesellschaftliche Prozesse ab, in denen die Kunst eine große Rolle spielt. Sie können sicher sein, dass wir, Frau Hoffmanns als Journalistin und ich als Kulturpolitiker, dabei auch hinter Ihnen stehen, damit diese künstlerischen Positionen Freiraum bekommen. Das kann ich auch für Dieter Gorny aus vielen Jahren der Zusammenarbeit sagen.

Das Schlusswort aber hat traditionell die Ministerin. Wir sind natürlich sehr gespannt auf das, was sie uns in ihrer Zusammenfassung sagen wird.

gehen“ – aber das kann doch eigentlich nicht sein.“ „Politik ist da, um Gemeinsamkeiten zu schaffen, aber wenn man die Individualität und die Einmaligkeit der künstlerischen Produktion bei der Entwicklung einer Kulturförderung aus dem Auge verliert, dann wird keine lebendige Kulturlandschaft

entstehen.“ „Sie können sicher sein, dass wir, Frau Hoffmanns als Journalistin und ich als Kulturpolitiker, da-



Schlusswort

Erst einmal möchte auch ich mich herzlich bei allen bedanken, die mitdiskutiert haben – und bei dem Moderatorenteam in besonderer Weise. Bei den vorherigen Dialogen war es schon durchaus ambitioniert ein Schlusswort zu finden, aber heute ich finde es ausgesprochen schwierig.

Die Diskussion ist so vielfältig gewesen, dass man noch viel darüber nachdenken muss, was man gehört hat und was man daraus politisch für Folgen und Konsequenzen ziehen muss. Ich kann deshalb hier nicht sofort sagen: „So, das, das und das wird jetzt passieren.“ Was ich allerdings sagen kann, ist, dass ich mich schon direkt nach der letzten Wahl sowohl mit dem Minister für Städtebau als auch mit dem Wirtschaftsminister getroffen

habe, um gemeinsam zu überlegen, wie hier in NRW die Entwicklung von Kreativquartieren weitergehen kann. Heute sollte es darum gehen, Kunst und Kultur in den Mittelpunkt dieser Entwicklungen zu stellen; das ist wunderbar herausgearbeitet worden. Für mich ist dabei eins besonders markant: Es gibt so etwas wie ein Start-up zu einem Kreativquartier, der fängt an wie jetzt in Münster beschrieben, und dann gibt es eine Entwicklung, bei der nicht mehr alle mit dem Ergebnis zufrieden sind. In Essen ist es anders gelaufen, es gab einen anderen Start-up – und letztlich eine andere Zufriedenheit. Das heißt, man muss, wenn die Entwicklung eines Kreativquartiers beginnt, sehr genau überlegen, an welcher Stelle man die Betroffenen und die Mitwirkenden mit der Verwaltung zusammenbringt, sodass tatsächlich frühzeitig alle

Betroffenen zu Beteiligten im weiteren Entwicklungsprozess werden. Das ist mit Sicherheit ein ganz zentrales Thema, das wir auch politisch begleiten sollten. Wichtig finde ich zu bedenken, dass man verschiedene Modelle entwickeln und verschiedene Wege gehen muss. Da gibt es ein System, das ich aus Amerika kenne: Dort tauschen die Akteure zwei Tage lang ihre Ideen aus: Jeder teilt seine Ideen und hat keine Angst vor Konkurrenzen, denn man geht wieder auseinander, entwickelt die Ideen an anderen Stellen weiter, nach zwei Jahren trifft man sich erneut und schaut, was daraus geworden ist. Das heißt für mich: Wir sollten versuchen, die Kreativen einmal in dieser Form zusammenzubringen. Wir müssen, ich schaue da noch einmal Professor Gorny an, was die unterschiedlichen Kreativquartiere betrifft, noch weitergehend darüber nach-



denken was wir in NRW speziell entwickeln, verbessern und fördern können.

Keine Antwort, das sage ich ganz deutlich, habe ich für Entwicklungen in Düsseldorf oder Köln. Denn wenn jetzt hier gefragt wird: „Wo sind eigentlich die Räume für Künstler?“, dann muss ich zuerst fragen: „Wo sind eigentlich Räume für Menschen zum Wohnen?“ Das ist die Frage, die Düsseldorf zurzeit umtreibt. Das versuchen wir natürlich landespolitisch zu begleiten, indem man sagt, dass ein bestimmter Anteil von Wohnraum für alle bezahlbar bleiben muss. Aber danach wird es schon schwierig. Die Frage nach den Arbeitsräumen kann das Land nicht beantworten. Aber ich glaube, eine verantwortliche Stadtpolitik wird sich Gedanken darüber machen müssen, dass sie diese

Menschen nicht komplett aus ihrem Stadtbereich vertreiben darf. Denn ansonsten stellt sich wirklich die Frage: Was ist denn noch übrig, wenn hinterher alles „schick“ ist? Was bleibt dann noch? Wenn keine Brüche mehr da sind, was passiert dann mit einer Gesellschaft? Arbeitsräume für Künstlerinnen und Künstlern zu schaffen, ist eine Aufgabe, der sich die großen Städte stellen müssen; die anderen Dinge, die ich eben angesprochen habe, die glaube ich können wir machen. Ich denke dabei auch an den „kreativen Quirl“, der bereits in mehreren kulturpolitischen Dialogen angesprochen wurde und den wir brauchen, um uns weiterzuentwickeln.

bei auch hinter Ihnen stehen, damit diese künstlerischen Positionen Freiraum bekommen.“ *„Die Diskussion was man daraus politisch für Folgen und Konsequenzen ziehen muss.“* **„Es gibt so etwas wie ein**

ist so vielfältig gewesen, dass man noch viel darüber nachdenken muss, was man gehört hat und **Start-Up zu einem Kreativquartier, der fängt an wie jetzt in Münster beschrieben, und**



Die Frage nach der Bedeutung von Kunst und Kultur ist hier wieder sehr deutlich geworden. Sie darf aber nie gleichgesetzt werden mit Produktorientierung. Das wollen wir auf keinen Fall, dafür steht auch diese Landesregierung. Gleichzeitig ist es ein wichtiger Schritt, dass sich Kreative, auch die Kunst und Kultur, mit der Wirtschaftsförderung zusammensetzen und man an bestimmten Projekten gemeinsam weiterarbeitet. Das habe ich selbst erlebt, als ich mit den Kreativschaffenden in Bochum zusammengesessen habe. So etwas wäre vor ein paar Jahren noch unvorstellbar gewesen. Dieser Schritt ist getan und ist auch mit Sicherheit zukunftsweisend. Aber man muss sich dennoch immer wieder sehr sensibel mit der Frage

beschäftigen, ob man tatsächlich keine Zweckorientierung in Kunst und Kultur hineinbringt.

Spannend fand ich auch noch einmal die Diskussion: „Was ist beliebig, was nicht?“ Auch das hat mich nachhaltig beschäftigt. Frau Dr. Hoffmans hat ja gesagt: „Sie machen ja hier diese Beliebigkeit“ und Sie, Herr Wiesemann, haben gesagt: „Na ja, beliebig kann man also auch noch ganz anders sehen.“ Da brauchen wir einen offeneren Ansatz. Ich habe mir Ihr Unperfekthaus angeschaut und die Idee der mitgebrachten Ideen muss man eventuell in Kreativquartieren noch stärker positionieren. Das kann Politik nicht leisten, da darf man sich nichts vormachen. Mitgebrachte

Ideen und immer mal die Kopfstandtechnik zu benutzen, sind übrigens gute Übungen, wenn Dinge nicht mehr vorankommen. Dann muss man sich fragen, was man denn tun muss, damit nichts passiert und dann findet man vielleicht wieder Lösungswege. Das gebe ich jetzt Herrn Professor Gorny mit, für seinen Bereich.

Ich habe nicht erwartet, dass der Dialog so differenziert und vielfältig werden würde. Ich habe auch an Ihren Reaktionen gemerkt, wie spannend dieser Dialog diesmal war und wie wichtig es ist, dass wir im Bereich der Quartiere weiterreden. Dürfen wir sie überhaupt Kreativquartiere nennen? Dürfen wir überhaupt noch Kreativwirtschaft sagen? Ich habe auch den Begriff

„Die Diskussion ist so vielfältig gewesen, dass man noch viel darüber nachdenken muss, was man gehört hat...“

„Pioniergebiet“ gehört. Pioniergebiet ist auch ein schönes Bild, das noch einmal eine ganz andere Assoziation weckt. Über den Begriff Kreativwirtschaft gab es vor zwei oder drei Jahren in der ZEIT einen schönen Artikel. Da hieß es: „In Berlin legt man den Begriff erst einmal in den Giftschrack, dann guckt man, was man tatsächlich entwickeln kann und holt ihn dann heraus.“ Aber ansonsten hat dieses Wort Kreativwirtschaft – außer für die Künstler vielleicht – eigentlich einen positiven Klang. Sprache, Begriffe sind aber oftmals sehr verräterisch, das kann ich Ihnen an zwei Begriffen politisch deutlich machen: Nennen Sie es „Kopfpauschale“ oder nennen Sie es „Bürgerversicherung“? Man kann bei diesen Worten tatsächlich schon in eine bestimmte Stim-

mung versetzt werden. Insofern gefällt mir eigentlich das Wort Kreativwirtschaft, aber man muss es auch konkretisieren. Man muss deutlich machen, was damit bewirkt oder impliziert werden kann. Und dann darf man, als letzten Gedanken, auch keine Angst davor haben, mit den Kreativen viel Geld zu verdienen und gleichzeitig der Kunst und der Kultur ihren Freiraum zu lassen. Dieses Spannungsfeld brauchen wir. Aber wir sind in Nordrhein-Westfalen bereits auf einem guten Weg. Danke schön.



dann gibt es eine Entwicklung, bei der nicht mehr alle mit dem Ergebnis zufrieden sind.“
mehr da sind, was passiert dann mit einer Gesellschaft? „Ich habe mir Ihr Unperfekthaus angeschaut

„Was ist denn noch übrig, wenn hinterher alles „schick“ ist? Was bleibt dann noch? Wenn keine Brücke und die Idee der mitgebrachten Ideen muss man eventuell in Kreativquartieren noch stärker positionieren.“

Dialog nach dem Dialog





IMPRESSUM

Herausgeber

Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen
Haroldstraße 4, 40213 Düsseldorf
Telefon: +49 211 837-02
info@mfkjks.nrw.de
www.mfkjks.nrw.de

© 2013/MFKJKS 2057

1. Auflage
Düsseldorf, 2013

Die Druckfassung kann bestellt werden:

- im Internet: www.mfkjks.nrw.de/publikationen
 - telefonisch: Nordrhein-Westfalen direkt 0211 837-1001
- Bitte die Veröffentlichungsnummer 2057 angeben.

Gesamtverantwortung

KULTUREXPERTEN Dr. Scheytt GmbH (V. i. S. d. P.)

Transkription

sztext Peter Szymczak

Fotos

Jörg Pruß, CONZENTRAT Düsseldorf

Druck

jva druck+medien, Geldern

November 2013

HINWEIS

Diese Druckschrift wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Landesregierung Nordrhein-Westfalen herausgegeben. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlbewerberinnen bzw. Wahlbewerbern oder Wahlhelferinnen bzw. Wahlhelfern während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Landtags-, Bundestags- und Kommunalwahlen sowie auch für die Wahl der Mitglieder des Europäischen Parlaments.

Missbräuchlich ist insbesondere die Verteilung auf Wahlveranstaltungen, an Informationsständen der Parteien sowie das Einlegen, Aufdrucken oder Aufkleben parteipolitischer Informationen oder Werbemittel. Untersagt ist gleichfalls die Weitergabe an Dritte zum Zwecke der Wahlwerbung.

Eine Verwendung dieser Druckschrift durch Parteien oder sie unterstützende Organisationen ausschließlich zur Unterrichtung ihrer eigenen Mitglieder bleibt hiervon unberührt. Unabhängig davon, wann, auf welchem Weg und in welcher Anzahl diese Schrift dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Landesregierung zu Gunsten einzelner politischer Gruppen verstanden werden könnte.

Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen

Haroldstraße 4, 40213 Düsseldorf
Telefon: 0211/837-02
info@mfkjs.nrw.de
www.mfkjs.nrw.de

